

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1863)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahresgruß

Was birgt wohl dieses Jahr im Schooße?
Sind's gute oder schlimme Loose;
Ist's Krieg mit seinen blut'gen Spuren,
Ist's Friede mit den blüh'nden Fluren,
Ist's Elend, oder Geld und Gut,
Betrübniß oder froher Muth?
So sinnt wohl mancher hin und her,
Und macht sich drob das Herz nur schwer.

Und was bring ich euch denn wohl heute
Zum Botengruß, Ihr lieben Leute?
Wohl sah ich manch unheimlich Walten,
Manch droh'nde Wolke sich gestalten:
Sah manchen Fürsten heimlich rüsten,
Auf frevles Annerionsgelüsten;
Sah Völkerrecht und Ehre schwanken,
Den ältesten der Throne wanken;
Des Bürgerkrieges Flamme lodern,
Selbst Bruderblut von Brüdern fordern;

Ⓔ

Sah auch manch faulen Frieden gähren,
Am Landesmark, wie Seuchen, zehren;
Doch auch manch rüstig Volk gedeihen,
Verdienten Wohlstand's sich erfreuen;
Sah stolzen Reichthums Uebermuth
Und Frohsinn auch bei schmalem Gut.

Doch, an dem allem still vorbei,
Zog ich des Wegs — mir war nichts neu.
Stets folgt der Mensch der alten Spur,
Er wechselt sich die Namen nur,
Und selbst das Gute trägt allzeit
Das Mal der Unvollkommenheit.

Zwei Worte nur sind mir geblieben,
Die bring' ich euch zum Gruß, Ihr Lieben!
In ihnen liegt der Völker Glück,
Die Quintessenz der Politik;
Einst galten sie, an manchem Ort,
Bei uns auch als ein fester Hort;

Ob sie die heut'ge Welt wird fassen —
Das muß ich Euch wohl überlassen.

Mein erstes heißt Genügsamkeit.
Welch nüchtern Wort für unsre Zeit!
Da wo, von Jugend auf verwöhnt,
Sich alles nur nach Freude sehnt;
Wo Arbeit sauer schmeckt und herb,
Nur höchstens dient zum Gelderwerb,
Um nach vermeinter „harter Frohn“
Sich gut zu thun vom „kargen Lohn“;
Wo Müßiggang und Eitelkeit,
Spiel treiben mit der kostbar'n Zeit,
Genüsse ohne End und Zahl
Den Leichtsinn pflanzen überall. —
Doch, wo noch Zucht im Hause wohnt,
Ein Blick des Vaters reichlich lohnt
Des Sohnes Fleiß — und Mutterliebe
Noch stillt der Tochter Herzenstriebe;
Wo Arbeit schon in früher Jugend
Gepflegt wird als ein Quell der Tugend,
Der einst des Mannes Thatkraft stählt
Und selbst den Greis noch frisch erhält;
Wo Freude nur, als Ehrenpreis,
Gesucht wird im Erholungskreis:
Da wird auch wohl in unsrer Zeit
Mein nüchtern Wort „Genügsamkeit“
Als werther Gast noch aufgenommen
Und ist mein Botengruß willkommen.

Mein zweites Wort ist Gott geweiht;
Auch es stammt aus der Väter Zeit,

Die wohl vor Gott die Knie beugten,
Doch nie vor ird'scher Macht sich neigten.
Drum gilt's nicht euch, die sich gefallen,
Gleich unterthänigen Vasallen,
Zu legen Urtheil und Gewissen
Feig einem Mächtigen zu Füßen —
Auch euch nicht, die ihr klug und weise,
Euch Götzen schafft nach eigener Weise;
Mit Gottes Ordnung nie zufrieden,
Selbstherrscher möchtet sein hienieden;
Denn Gottesfurcht, so heißt mein Wort,
Der Völker unschätzbarer Hort:
Wo diese lebt in einem Lande
Da schlingen segensreiche Bande
Sich um das Volk und seine Väter,
Die auch — als Gottes Stellvertreter —
Nur nach des Volkes Wohlfahrt trachten
Und nie auf eignen Vortheil achten.

Ja, Gottesfurcht, Genügsamkeit:
Wo eurem Dienst ein Volk sich weiht,
Da steht Gott selber mit im Bunde;
Davon giebt die Geschichte Kunde
Vom eignen theuren Vaterland,
Das Er so oft mit starker Hand,
Wenn sich Gefahren aufgethürmt,
Wie durch ein Wunder treu beschirmt.

Drum laßt euch meinen Gruß nicht reuen
Und, um das Bündniß zu erneuen,
So nehmt sie auf als neue Lehr',
Die alten Worte inhaltschwer.

Das Glück.

Des Glück's Gewalt
Wie Mond's Gestalt
Sich ändern thut:
Drum hab's in Hut.

Die Geduld.

Schweig', leid', meid' und ertrag',
Deine Noth Niemand klag',
An Gott nicht verzag',
Seine Hülfe kommt alle Tag.

Einiges über Erziehung.

VII Artikel.

Wie man die Kinder das Verleumden, die Leute ausführen und verspotten lehrt.

Beim Kaffeetrinken.

(Fortsetzung vom Jahr 1862.)

Hansli. Hüt hei mer doch guete Kaffee, Mutter, nit so-n-es G'schlüder wie gester bim Bani-Eisi, das isch helf mir Gott Kaffee g'si, i hätt möge — —

Menneli. S'isch g'wüß numme Mübli-kaffee g'si und abgnoni Milch.

Mutter. S'Bani-Eisi vermöchts doch saut; si Hof isch zahlt un es het d'Nidle selber; aber we me halt e Gitznepper isch, so isch mes.

Knecht. Für sis eige Mul isch es gar nit so gitig; me mueß sini Dienste g'höre; die säge, wie's i der hingere Stube zugeit, wie sie da gute Neuenburger fufe, mit Hamme, Würst un Rühli nie uschöme; ufem Dienstetisch g'sehts de frilich um so mägerer us.

Vater. Aber e kem arme Mönch git es es Bizeli Brot!

Magd. We ne Bettler chunt so heißts: Gang ga arbeite, du fule Hund, wenn er scho Arm und Bei abenangere het; und es jagt ne furt.

Vater. E dä Githung isch afa alt, der Tod strechts de gli, un 's überchunt de a weni gnue.

Mutter. Ja, un d'Sühn cheu's de scho bruche; der Benz alleini isch im Staub und macht i nes halb Doze Jahre Alles z'Bode.

Vater. Das wär doch schier g'schwind;

doch het so ne hoffärtige Halbnarr, der no suft un spielt, gli viel düre.

Beim Nachteffen.

Vater. Es g'seht aber einisch schön d'ri in üser Stube; s'isch alls chrüzwis überenangere!

Mutter. S'isch si doch der Werth, so z'räsonire. Wenn's öppe so wär' wie id s'Andrese Hus, de chönnt' me öppis säge.

Bäse. Ja mi seit, es werdi da 's ganz Jahr amme einisch e chlei usg'rumt.

Knecht. Da g'sehts aber o geng dri wie ime Säustall.

Tochter. Ja, i der Kuchi un i de Stube isch es G'fähr, daß me kum düre cha. D' Suintigkleider leu si die ganzi Woche da umme hange. Löffel un Gable liege am Bode, un we sie gesse hei. so wüsche si 's Tischlache öbbe in-e Egge ihe, wo d'Hühner u d'Ring — — —

Röbeli. Ja einisch, wo si gesse hei, isch es Huhn ufe Tisch g'floge, un i darf's jekt nit säge.

Mutter. Fi Tüfel, da chönnt i jekt nit sy!

Magd. S'Rachelg'schirr, seit me, wäsch' si alli Monat einisch, un jedes mal, we me-n-essi, chönn me de Platte agseh, was me acht Tag vorher g'ha heig. D'rum cheu si o ke frömde Mensch ha; s'lauft ne geng Als furt.

Bäse. Rueg me ne doch numme uf's Züg; si chöme ja Alli daher, wie wenn si 's ganz Jahr im Rühstall g'lege wären.

Mutter. Ja, s'ist e Säuererei, s'nimmt eim der Apetit, we-me-n-umme d'ra denkt.

(Und so witer.)

Solche Gespräche habe ich ganz wörtlich, wie sie da stehen, in einer gewissen Haus-

haltung zu W. gehört, und ähnliche Reden werden in vielen Häusern alle Tage im Jahr geführt.

Es ist als ob man gar nichts zu reden wüßte als von Andern und immer nur von Andern. Dieß wäre indessen noch zu leiden, wenn man auch gerecht wäre, und nicht nur das Böse, sondern auch das Gute von den Andern sagte, und wenn man das Böse nicht so oft übertriebe, wie dieß zum Beispiel in obigen Gesprächen der Fall war. Denn ich erkundigte mich genau nach dem Bani-Gisi und des Andreas Haus. Das Bani-Gisi ist freilich ein wenig zu haushalterisch, dagegen ist es aber auch sehr arbeitsam, sehr ordnungsliebend und reinlich. Es hat sich sein Vermögen im Schweiße des Angesichts erworben, und legt nun natürlich großen Werth darauf. Daß es keinem Armen etwas gebe, ist eine Lüge. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß es würdige Arme unterstützt; nur gesunde, starke, herumstreifende Bettler hat es den Muth, vom Haus wegzujagen, und daran thut es sehr wohl. — In des Andreas Haus geht's wohl etwas unordentlich und zuweilen nicht recht appetitlich zu; wer aber davon spricht, sollte auch sagen, daß der arme Andreas den Rücken voll Schulden und eine Stube voll kleiner Kinder hat, und daß ihm vor einem Jahre seine Frau gestorben ist, zu deren Zeiten Alles in viel besserer Ordnung war. Wahrlich, dann würde man den Mann eher bedauern als ausführen, und würde es ihm zur Ehre anrechnen, daß er sich in so vieles Elend schicken kann, und seine Kinder nicht der Gemeinde auf den Hals wirft.

Ein solch spöttelndes, verleumderisches, ungerechtes Geschwätz über seine Nachbarn ist schon an sich schlecht und sündhaft; was

ist es erst dann, wenn es, wie gewöhnlich, vor Kindern geführt wird, ja wenn diese selbst ungetadelt daran Theil nehmen? Die wichtige üble Folge davon ist, daß die Kinder andere Menschen, sogar die achtenswertheften Personen, auch bespötteln ausführen, gering schätzen und verachten lernen; daß sie selbst aber voll Eigendünkel und Hochmuth werden, und meinen, nur sie seien etwas; daß sie solche Menschen werden, von denen Christus so bezeichnend saut: Sie sehen den Splitter in den Augen des Andern, aber nicht den Balken in ihrem eigenen Auge. — Ich frage Euch, gewissenhafte Hausväter, habe ich nicht recht? Findet Ihr: Ja, o so möge doch in jedem von Euch der Entschluß aufwachen: Ich will meine Kinder nicht durch solches Geschwätz verderben lassen; ich will dafür sorgen, daß man in meinem Hause vor meinen Kindern entweder Besseres redet oder schweigt!

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichte der einheimischen Vögel

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

Allgemein geliebt und geschätzt ist die Familie der Schwalben. Sie haben einen kurzen, hinten breiten Schnabel und einen sehr weiten Rachen: leben von fliegenden Insekten, die sie im Fluge fangen. Sie sind Zugvögel, die im Frühling unvermerkt einzeln anlangen und gegen den Herbst in Gesellschaften sich sammeln und wegziehen in ein Land, wo's nicht Winter ist. Daß sie sich im Herbst in's Wasser stürzen und im Schlamm überwintern, ist ein Irrthum. Sie sind durchaus nur nützlich.

Die eigentliche Hauschwalbe unterscheidet sich vorzüglich 1) durch ihre roth-

braune Kehle und 2) durch den Schwanz, wo die beiden äußersten Federn sehr lang sind und wie eine Gabel auseinander stehn. 3) Durch ihr Nest, das oben offen und immer inwendig im Hause gebaut wird. Es sind gar freundliche Hausthiere. Nur diese Schwalbe einzig sitzt auf Bäumen und der Aberglaube sagt: Der Ast, auf dem eine solche Schwalbe abfliehet, stirbt ab. Nicht wahr. Aber: die Schwalbe sitzt nur auf dürre Aeste, die kein Laub haben. Warum? Damit sie jede Mücke sehn kann, die in der Luft fliehet.

Das *Spyrli*. So nennen die Landleute diejenige Schwalbe, die oben schwarz ist, mit einem blauen Glanz, Flügel und Schwanz schwarz ohne diesen Glanz, der Unterleib und der Rücken gradüber dem Schwanz ist weiß. Sie baut ihr Nest außen an die Häuser, gerne unter die Dächer der Brücken. Es ist oben offen.

Die *Felsenschwalbe* ist oben mäusefarbig, unten weiß. Sie lebt nur im Gebirge, um die Felsen herum, z. B. auf der Gemmi, der Grimsel. Besser unten im Lande kennt man sie nicht.

Die *Uferschwalbe* ist graubraun oben, weiß unten, und lebt nur an Flüssen und Seen, wo sie in die sandigen oder erdigen Böcher (Ufer) tiefe Löcher gräbt und darenin nistet. — Nahe verwandt mit den Schwalben sind die *Spyren*. Der Unterschied ist nur der, daß diese Vögel alle vier Zehen an den Füßen nach vornen, und keine nach hinten haben, darum nicht auf etwas absetzen, auch nicht marschieren können. Sie leben wie die Schwalben nur von fliegenden Insekten, und sind wie diese nur nützlich und nie schädlich. Es sind nur zwei:

Der schwarze *Spyr*, *Chilchespyr*, überall rußschwarz, nur an der Kehle ein

weißer Fleck. Er lebt mit 10—20 zusammen, und schreit abgestoßen: gi, gi, gi! — Allerorten ist er bekannt.

Der große *Spyr* ist größer als obiger, graubraun, oben weiß, unten mit einem braunen Halsband. Wie der vorige hat er so kurze Füße und so lange Flügel, daß, wenn sie zur Erde fallen, sie nicht wieder in die Höhe kommen, als wenn sie an einer Mauer hinaufklettern und so die freie Luft unter sich gewinnen. Sie bauen ihr Nest auf Mauern, unter Dächer, fangen dazu kleine Blätter, Federn, Strohhalme und andere kleine Dinge in der Luft auf, die der Wind aufgehoben hat, und leimen es mit ihrem Roth zusammen, daß es wie eine hohle Schale wird. Er fliehet bei schönem Wetter so hoch, daß man ihn kaum sieht. Er schreit sehr laut: gih! gririririh!

Ein kurioser Vogel ist der sogenannte *Geißmelker* oder *Nachtschwalbe*. Er ist schwarz, braun, grau, rostfarb und weiß durcheinander gemischt; der Kopf sehr groß, das Maul weit, die Füße sehr kurz. Er ist ziemlich selten, liegt am Tage verborgen und kommt nur am Abend zum Vorschein, wenn es dunkelt, und am frühen Morgen, daher ist er vielen gar nicht bekannt. Er lebt von den Insekten, die in der Dunkelheit herumfliegen; ist ihnen noch nie und da in einen Viehstall gerathen und da hat der Aberglaube sogleich gesagt, er wolle den Geißen und Kühen die Milch aussaugen. Ist aber nicht wahr.

Wir kommen nun zu einer Familie friedlicher und freundlicher Vögel. Es sind die *Tauben*, deren Gestalt jedermann kennt. Sie leben paarweise beisammen, legen jedesmal zwei Eier, ernähren sich von Sämereien aller Art, tragen den Jungen die Nahrung

im Kropf zu. Wir nennen hier die große Schlagtaube, Schlachtaube, Wildtaube genannt. Sie hat an beiden Seiten des Halses einen weißen Fleck; der Schwanz ist am Ende schwarz. Sie lebt vorzüglich in Nadelwäldern, und zieht im Herbst in großen Zügen fort.

Die Holztaube ist kleiner, blaulicht, hat auf jedem Flügel eine doppelte schwarze Binde. Sie ist nicht so häufig wie die obige.

Die Turteltaube ist im Freien selten, wird hier und da paarweise in den Stuben gehalten. Sie hat an den Seiten des Halses einen schwarzen Fleck mit weißen Querstreifen. Der Aberglaube fabelt von diesen Thieren sie ziehen die bösen Dünste in den Stuben an sich, und machen, daß die Leute daselbst nicht die Gliedersucht bekommen. — Daß diese Vögel in feuchten Stuben, wo selten frische Luft hinein kommt, geschwollene Beine bekommen und krank werden, ist wahr. Aber die nämliche feuchte, dumpfige Luft macht die Menschen auch krank, wenn schon Turteltauben da sind.

Und die Haustauben? Die zahmen Tauben? Ja so! Nun das sind halt Tauben, die seit mehreren hundert Jahren zahme Hausthiere sind. Man kann nicht gewiß sagen, von welcher wilden Art sie eigentlich abstammen, auch nicht wie lang es her ist, denn schon im alten Testament der Bibel ist ja die Rede davon. Wie vielerlei Haustauben es gibt, wie sie in Gestalt und Farbe verschieden sind, darüber könnte man ein Buch schreiben. Ich sage nur so viel: 1) Tauben halten ist eben keine gar nützliche Sache, ob wie angenehm zahm und freundlich sie sein mögen. 2) Am leichtesten kann der Müller sie halten. Er weiß am besten, wo das Futter hernehmen, daß es ihn nichts

kostet. 3) Wer nicht viel und starken Landbau treibt, oder gar in der Stadt wohnt, für den sind die Tauben ein köstlicher und unnützer Zeitvertreib.

(Fortsetzung folgt.)

Trost.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb' wär dir die Welt.

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Ein durstiger Kurgast.

Als der Hinkende Bote letzten Sommer auf seinen Reisen nach dem Bade Tarasp (im Bündnerland) kam, traf er an der dortigen Wirthstafel einen Tyroler, der beim Mittagessen Wein verlangte. Der Badearzt machte ihn aufmerksam, daß der Wein während der Kur schädlich und deshalb verboten sei. Der bestürzte Tyroler behauptete: ohne Wein könne er nicht gesund werden; zu Hause trinke er alle Tage seine Portion. Nun so nehmen Sie die Hälfte Ihrer Portion, sagte der gutmüthige Arzt. „Bringet mir e Maasli“, rief nun der Tyroler, und als er das Maasli versorgt hatte, rief er

zum großen Schrecken des Arztes noch einem zweiten Maaßli und versicherte, das sei noch lange nicht die Hälfte seiner Portion!

Er trinkt wie ein Bürstenbinder.

Zur Zeiser Joseph's lebte in Wien ein Bürstenbinder, welcher im Ruhe stand, ein großer, unübertroffener Trinker zu sein. Der Kaiser wollte sich davon überzeugen, ließ den Bürstenbinder kommen und ihm einen Eimer voll rothen und einen Eimer voll weißen Wein vorsezen: er möge nun wählen! Der Bürstenbinder trank beide aus und bat dann, ihm von dem rothen zu geben! Er glaubte, diese beiden Eimer wären nur zur Probe und Muster da und der Haupttrunk würde nun erst folgen. — Daher das Sprüchwort: Er trinkt wie ein Bürstenbinder.

Eine Frage und eine Antwort.

Der Schulmeister wollte Sämeli, der ein gescheuter Bub war, in Verlegenheit bringen und sagte ihm: „Sämeli, ich gebe dir diesen schönen Apfel, wenn du mir sagen kannst, wo Gott ist!“ Sämeli antwortete, ohne sich lange zu besinnen: „und ich gebe dir zwölf so schöne Äpfel, wenn du mir sagen kannst, wo Gott nicht ist.“

Mißverständnis.

Ein Engadiner befand sich in einer Gesellschaft, wo viel die Rede von Instinkt war. Er hörte dem Gespräch eine Weile zu und rief endlich ganz mißmuthig aus: „Meine Herren, bitt' um Verzeihung, aber der Inn stinkt nicht!“ — Er meinte nemlich, man rede von dem ihm wohlbekannten Flusse Inn.

Das Bild einer bösen Ehe.

Will er sauer, will sie süß,
Will er Mehl, so will sie Gries,
Schreit er Hu, so schreit sie Ha,
Ist er dort, so ist sie da.

Will er essen, will sie fasten,
Will er gehen, will sie rasten,
Will er rechts, so will sie links,
Sagt er Spaz, so sagt sie Fink.
Will er Suppe, will sie Brocken,
Will er Strümpfe, will sie Socken;
Sagt er ja, so sagt sie nein,
Trinkt er Bier, so trinkt sie Wein.

Will er Dies, so will sie Das,
Singt er Alt, so singt sie Bas;
Steht er auf, setzt sie sich nieder,
Schlägt er gar, so schlägt sie wieder.

Thun und Nichts-Thun.

Ein reicher Deutscher, dem man es auf zehn Schritte ansah, daß die Sorgen und Entbehrungen des Lebens ihn niemals drückten, fuhr mit der Eisenbahn von Bern nach Thun und saß behaglich auf seinem gepolsterten Sige. Im gleichen Wagen befand sich eine lebhafteste Dame, welche ihrem Entzücken über die Schönheiten der Natur fortwährend durch enthusiastische Ausrufe Lust machte. In der Nähe von Thun bewundert sie die reizende Lage dieser von der Natur so reich begabten Stadt und ruft begeistert aus: „Ach Gott wie schön! Ja Thun ist herrlich!“ — „Gewiß.“ bemerkte der behagliche Reisende, „aber Nichts-Thun ist noch herrlicher.“

Hin und Her.

Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
O Mensch, thu' recht, und fürchte Gott.

Kurze Chronik des-amerikanischen Krieges (1861 und 1862).

1861 März 1. Der neugewählte Bundespräsident Abraham Lincoln, ein Gegner der Sklaverei, tritt sein Amt an.

Die südlichen Staaten, in denen die Sklaverei der Farbigen gesetzlich ist, nämlich Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Arkansas, Louisiana, Missouri, Tennessee und Kentucky, sind erbittert über den Verlust ihrer bisherigen Majorität in allen Wahlen, über die Verhinderung ihrer Absicht, die Sklaverei in den neugebildeten Staaten und Territorien einzuführen, sowie überhaupt gegen die Antisklavereitendenzen, und unzufrieden endlich über den hohen Einfuhr-Zolltarif zu Gunsten der gewerbreichen und sklavenfreien Nordstaaten Delaware, Pennsylvania, New-York, New-Jersey, Connecticut, Massachusetts, Hampshire, Maine, New-Braunschweig, Vermont, Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Minnesota, Iowa und die neuen Territorien Maryland, den Bezirk Columbia mit der Bundeshauptstadt Washington umfassend, obschon Sclavenstaat, muß sich dem Norden fügen.

Die Südstaaten erheben nach und nach die Fahne der Trennung (Secession) schließen zu Montgomery (Alabama) einen Sonderbund, ernennen zum Präsidenten Jefferson Davis, heben Truppen aus und beschließen Anleihen, vertreiben die Unionsbeamten und Militärs, nehmen und plündern die Bundesarsenale und Forts.

April 12. Zu Charlestown (Süd-Carolina) wird von den Aufständischen das Fort Sumpter, das unter Major Anderson sich seit mehreren Monaten hielt, durch heftiges Bombardement zur Capitulation gezwungen.

April 15. Der Bundespräsident Lincoln erläßt eine Proclamation, beruft 100,000 Mann und den Congress nach Washington zusammen, verhängt den Blokus über die südlichen Häfen und läßt die Flotte ausrüsten (48 Kriegsschiffe mit 722 Kanonen).

April 25. Die Armee des Sonderbundes sammelt sich auf der Südseite (rechtes Ufer) des Potomak; die Bundesarmee am nördlichen Ufer in und um Washington. Viele Regimenter aus Deutschen zusammengesetzt.

Mai 25. Beginn der Feindseligkeiten am Potomak. Die Südarkmee concentriert sich um Manassas-Junktion und verschanzt sich.

Juli 22. Schlacht am Bull-Runs. Die Vorhut der Bundesarmee unter Mac Dowel greift an, anfänglich mit Vortheil, wird dann aber durch die verstärkten Truppen des Südens geschlagen und zieht sich in wilder Flucht an den Fluß zurück mit Verlust von 2000 Todten, 1500 Gefangenen, 28 Kanonen und 5000 Gewehren. Großer Schrecken in Washington. Truppenaufgebote von 400,000 Mann und Anleihen von 200 Millionen Dollars (1000 Millionen Franken) für die Kriegskosten.

Sept. 20. Verrington in Missouri von den Südlichen genommen. Am Platz des alten General Scott wird Mac Clellan zum Obergeneral der Bundestruppen ernannt.

Nov. 7. Eine Seeexpedition geht ab nach den Südküsten, landet am 14. mit 12,000 Mann zu Portroyal, nimmt Beaufort und bedroht Charlestown und Savannah.

Nov. 8. Das nordamerikanische Kriegsschiff San Jacintho (Capitän Wilkes) nimmt auf offenem Meer die Abgesandten der Südstaaten, Mason und Slidell, die auf dem englischen Postdampfschiff Trent nach Europa reisen wollen, gewaltsam gefangen und führt sie nach den Nordstaaten. England verlangt energisch die Wiederauslieferung beider Gefangenen und Satisfaction wegen seerechtswidriger Verletzung der englischen Flagge und droht mit Krieg.

1862. Jenner. Nach langem Zögern wird auf das englische Ultimatum hin, zu Vermeidung des Kriegs mit England, vom Bundespräsidenten die Handlung des Capitän Wilkes desavouirt und die in Freiheit gesetzten Mason und Slidell langen in England an.

Jenner 19. Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Die Bundestruppen schlagen zu Sommerset (Kentucky) die Südlichen.

Februar 15. Schlacht und Erstürmung von Fort Donelson durch die Bundesstruppen.

März 1.—5. Die Bundesstruppen siegen bei Mill-Springs, Fort Henry, rücken über die Flüsse Cumberland und Tennessee nach Nashville (Hauptstadt von Tennessee). Die Südliden verlassen ihr befestigtes Lager vor Bowlinggreen.

März 6 7. und 8. Dreitägiges Treffen zu Praridge (Arkansas) zu Gunsten der Nördlichen.

9. Die Seeexpedition unter Burnside erobert die befestigte Insel Roanoke, landet bei Winton, nimmt Neu-Bern, Elisabeth-City und andere Plätze, im Rücken der Südarmee.

10. Diese verläßt ihre Positionen bei Manassas und zieht sich näher um Richmond (Hauptstadt von Virginien) zusammen.

11. Die Bundesarmee unter Mac Clellan rückt überall über den Potomac nach und nimmt Stellungen in einem großen Halbkreis in Front und Flanke der Südliden.

20. Angriff auf den Seehafen Norfolk durch mehrere Kriegsschiffe des Bundes. Das neue Eisenpanzerschiff der Südliden, „Merrimac“, greift dieselben nach einander an, schießt die einen in den Grund, durchbohrt andere mit seinem Eisenschnabel und zwingt sie, die Flagge zu streichen, bis das nördliche Panzerschiff „Monitor“ herbeikommt und nach heftigem Geschüßkampf den Merrimac zum Rückzug in den Hafen zwingt.

April 6. u. 7. Zweitägige blutige Schlacht bei Pittsburg Landing oder bei Corinth. Anfänglich siegen die Südliden, ziehen sich aber am zweiten Tag unverfolgt nach Corinth zurück. Große Verluste auf beiden Seiten.

18.—29. Angriff der Bundesflotte auf Neu-Orleans am Mississippi und Einnahme der Stadt und Forts. Die Besatzung zieht ab, nachdem sie bei 20,000 Ballen Baumwolle zerstört hatte.

Mai 11—13. Neuer Angriff auf Norfolk und Einnahme dieser Seestadt. Die Südliden sprengen den „Merrimac“ in die Luft.

25. Während die Bundesarmee unter Mac Clellan Yorktown und Williamsburg nimmt und gegen die Südarmee bei Richmond siegreich vorrückt, wird der rechte, geschwächte Flügel unter Banks von General Jackson bei Front Royal

geschlagen und über den Potomac zurückgetrieben. Große Besorgniß in Washington.

29. Die Südliden verlassen Corinth, die Bundesstruppen rücken dort ein und überschreiten die Grenze von Alabama.

Mai 31. und Juni 1. Zweitägige Schlacht vor Richmond am Chickahominy. Ausfall, Angriff und Sieg der Südliden am ersten Tag; am zweiten Tag werden sie nach Richmond zurückgeworfen.

Juni 16. Zu Charlestown werden die gelandeten Bundesstruppen zurückgetrieben.

Juni 25. bis Juli 1. Große siebentägige Schlacht vor Richmond. Die Armee des Südens unter den Generalen Lee, Jackson und Beauregard greift die Bundesarmee unter Mac Clellan an und zwingt dieselbe nach blutigen Kämpfen zum Rückzug; die Bundesarmee verschanzt sich 7 Stunden von Richmond am Jamesfluß, gedeckt von Kanonenbooten, und erwartet Verstärkung. Ihre Verluste werden auf 30,000 Mann und 25 Kanonen berechnet, die Verluste der Sonderbündler auf 25,000 Mann.

Sonderbare Vergleichung.

„Wer über Freie herrschen will, muß selbst frei sein.“ So lautet eine Stelle in einem geistreichen Buche. Was halten Sie davon? fragte man einen kleinen, mageren, politischen Kannengießer, der von Profession ein Metzger war. — „Es ist baarer Unsinn!“ versetzte dieser: „man kann eben so bündig sagen: wer fette Ochsen schlachten will, muß selbst fett sein.“

Im Gegentheil.

In den guten alten Zeiten befand sich ein Junker Landvogt, ein sehr freundlicher und leutseliger Herr, dazu ein eifriger Bewunderer und Liebhaber des schönen Geschlechts, an einem Feste, das die hübschesten Mädchen und stattlichsten jungen Leute aus dem Amte zu fröhlichem Tanze vereinigte. Der

Herr Landvogt, selbst noch ein hübscher Mann in den besten Jahren, tanzte ebenfalls mit nach Herzenslust. Mit besonderer Vorliebe hatte er seine Augen auf eine der schönsten Tänzerinnen geworfen, ein frisches, rothwangiges, starkes Mädchen von prächtigem Wuchse, welches das Herz noch manches andern Tänzers höher klopfen machte. Oft schon hatte der Junker dieses schöne Kind zum Tanze aufgefordert und sich mit ihm im raschen Wirbel herumgedreht. Diese ununterbrochene Auszeichnung erregte zuletzt einiges Aufsehen, und ein mit dem Herrn Landvogt auf freundschaftlichem Fuße stehender Mann, der sich schon eine Bemerkung erlauben durfte, sagte endlich zu ihm: „Aber, Junker Landvogt, wisset der de, mit wem „der dä ganz Abe i eim furt tanzet?“ — „„Nei, i kenne si nit, wer ist es de?““ — „Dem Schinter (Abdecker) si schöni Tochter isch es.“ — „„Minetwege““, antwortete der Junker, „„sie chibelet emel nüt; im Gägethail!““ — Und weiter gieng's im wirbelnden Tanze.

Die Abstammung.

„Säg, Fris, kennst du die zwo Fraue dört? „Nei, gnauer nid; doch dunkt's mi, ihrem Körper na z'schließe, die Eini stammi vo Pharaos feiße Chüene, die Anderi hingege vo de magere.“

Die gute Hausfrau.

Ein junges Mädchen wollte vor einem Freier, welcher sich eben bei ihren Eltern befand, als gute Hausfrau erscheinen und fragte laut die Magd „Gretli, wo hesch de „d'Seife für der Salat z'wäsche?“

Schlechter Rath.

Eine geizige Alte klagte über ihre Augen,

sie sehe alles doppelt. Wissen Sie was, Frau Baas,“ sagte ihr ein verschwenderischer Better, dem sie nichts mehr geben wollte, „Rählen Sie Ihr Geld, so haben Sie eine doppelte Freude daran.“

Das Unthier.

(Mit einer Abbildung.)

In der Pinte zur blauen Gans am See saßen Abends spät noch drei Grünröcke hinter ihren Schoppen und rauchten dazu. Der eine war ein Herr in den besten Jahren aus dem nahen Städtchen; er ließ sich „Herr Major“ tituliren. Der Andere hieß Dasejoggi, ein rothprächter, vierschrötiger Junge, der des Herrn Majors Jagdbursche war. Der Dritte, die Hauptperson, war ein ächter abgewitterter Jäger, zusammengeschrumpft wie ein dürrer Landjäger, mit einem paar stechenden halbbraunen Augen und einem krummen Schnabel im Gesicht, wie ein Lämmergeier, man nannte ihn nur den Schachen = Runz und Niemand wußte eigentlich zu sagen, woher er war. Dieser wußte gar viel zu erzählen von alten Zeiten, als er noch Büchsenspanner war beim Churfürsten Hubert von der Pfalz, was dort Wildpret in den Forsten gestanden habe — mehr als Bäume — und wie er damals nur nach Hoch- und Schwarzwild auf die Pürsch gegangen sei und die ausgebälgtten Löffler duzendweise den Bauern hingeworfen habe um sechs Kreuzer das Stück. „Das waren „beim Pulver und Blei noch Zetten“, schimpfte er mürrisch. „Damals sprach kein „echter Waidmann anders, als in der edlen „Waidmannssprache; da hatte so ein miserables Häschen wie das da, dem wir heute „den ganzen Tag nachgelaufen sind, wie Bu-

„ben einer nassen Kaze, weder Ohren, noch
 „Schwanz, noch Füße, sondern Löffel, Blume
 „und Lauf und auf den wildesten Treibjagen
 „floß nicht ein einziger Tropfen Blutes,
 „Herr Major! — sondern Schweiß — nichts
 „für ungut — aber da hätten Sie für Ihr
 „unwaidmännisches Rauderwelsch ohne Gnade
 „und Barmherzigkeit das Waidmesser quer
 „über das Sigleder gestrichen bekommen,
 „bis Sie das rechte Wörterbuch gelernt hät-
 „ten, bei'm Pulver und Blei!“

In diesem Moment flog die Stubenthür
 mit Gewalt auf; zwei Fischer stürzten kopf-
 über in das Zimmer hinein und hinter ihnen
 erschien gleichzeitig in der leeren finstern Oeff-
 nung ein großer, seltener Kopf, rothgelb,
 mit langen braungelben Haaren, aufgerich-
 teten Ohren, funkelnden Augen und einer
 bluthrothen Zunge zwischen zwei Zahn-
 reihen, die dem größten Wolf Ehre gemacht
 hätten. Alles fuhr zusammen, nur der alte
 Jäger griff kaltblütig nach seinem Doppel-
 Rohr und spannte beide Hähne, worauf die
 Erscheinung auch sogleich wieder verschwand.
 — Was war das! natürlich oder übernatür-
 lich? Das war die Frage der übrigen Gäste.
 Vergeblich machten die Jäger die Runde
 um das Haus. Die Fischer aber schwuren
 hoch und theuer, es sei der Böse selber ge-
 wesen, er habe sie durch das ganze Dorf ge-
 jagt, man rieche ihn ja noch im Hause. Des
 folgenden Tages bildete die Erscheinung das
 einzige Gespräch im ganzen Dorfe und der
 Umgegend; die Pinte zur blauen Gans war
 von Morgen bis Abend gesteckt voll von
 Gästen, deren jeder etwas Neues und Gräß-
 liches zu erzählen wußten. Da hieß es: das
 Unthier, vierbeinig, aber mit acht Füßen
 und mit dem langen geringelten Schwanze,
 wie eine Klapperschlange, habe dem Thürl-

Peter an der Spitel-Lenti vor seinen Augen
 4 Schaafse auf einmal zerrissen und noch 3
 dazu lebendig davon getragen; dem Pfarrer
 von Obersee habe es eine ganze Kuh, wäh-
 rend er im Garten seine Pfeife rauchte, rein
 aufgefressen; am ärgsten aber haue es gegen-
 wärtig drüben an der Burghalde unter den
 Geißen, deren schon an die vierzig mangel-
 ten; dem alten Leitbock aber mit den vier
 Hörnern dem alle Welt aus dem Wege gehe,
 dem thue es nichts — im Gegentheil — um
 den könne es Stunden lang im Kreise her-
 umspringen wie ein Hund, der mit einem
 Andern spielen will, und auf dem Bauche
 bis ganz nahe vor ihn hinkriechen, der Bock
 sei aber nicht von seinem Felsblock herab-
 zubringen, sondern nicke nur von Zeit zu Zeit
 mit seinen vier Hörnern dem Unthier gefällig
 zu, als ob er seine Freude daran hätte.

„Da haben wir's, rief der blaue Gans-
 „wirth darein, der leibhaftige Satan ist's
 „und kein ordinäres Thier aus unseres barm-
 „herzigen Schöpfers Creatur — darum kann
 „er es so gut mit dem gräulichen Bock, der
 „älter ist als kein sterbend Menschenkind am
 „ganzen Sec. Ja! Ja!“

Als es endlich genug war des Geredes
 und Schreckens in den drei Aemtern rings-
 um, kam es dem Statthalter in den Sinn,
 sich auch mit der Sache zu befassen und,
 wie er sagte, den Fall näher zu untersuchen.
 „Laßt sehen, Weibel, was meint ihr von
 „dem Unthier, wie sie ihm sagen?“ „Ich
 „meine niemals, die Narren meinen, sagte
 „der Weib'l, und derlei hat es schon genug
 „bei der Sache, wie es mich bedünken will.“
 — „He nun so, was dünkt euch denn, was
 man da thun könnte?“ — „Mich dünkte es
 „schon lange, man sollte den Schachen-Kunz
 „ins Verhör nehmen, erwiederte der Weibel,

„der war schon bei der ersten Erscheinung gegenwärtig und behielt einzig die Besinnung, wird auch seither nicht geschlafen haben, und ist jeder Zoll an ihm ein Ehrenmann.“ Gesagt, gethan. Der alte Jäger, um seine Meinung befragt, gab kurz und bündig den Rath, ein förmliches Treibjagen auf das Unthier zu veranstalten, wobei jeder Treiber gut bewaffnet sein müsse und er die Oberleitung übernehmen wolle; er selbst aber war um keinen Preis noch Drohung zu bewegen, anders dabei zu erscheinen, als bloß mit einem Stock und seiner Hundspeitsche.

Tags darauf ergingen amtliche Befehle an alle Forstleute und Bannwarte, an alle Ortsvorsteher und Landjäger des ganzen Distriktes, wo das Unthier zuletzt verspürt worden war: „Sich Donnerstags den 4. dieses, Morgens früh um 6 Uhr mit aller wehrbaren Mannschaft, so aufzutreiben sei, unten an der Burghalde, beim Steingrübli, gut bewaffnet und mit Lärminstrumenten versehen, einzufinden und sich unter das Oberkommando des Meisters Schachen-Kunz zu stellen.“ — Der verhängnißvolle Tag brach an, es war ein kalter trüber Herbstmorgen. Schachen-Kunz musterte seine Mannschaft mit großer Wichtigkeit und wies jedem seinen Posten so an, daß keiner ganz alleine zu stehen kam, sondern nach rechts und links in einiger Distanz seinen Nebenmann erblicken und im Nothfall zu Hülfe rufen konnte, denn sonst wäre ihm kein Bein bei der Ordre geblieben, sondern alles in die blaue Gans desertirt. Daß das Unthier noch an der Burghalde hauste, war erwiesen, die frischen Fährten seiner acht Füße waren noch deutlich im Reif zu sehen. Als alles angeordnet war, zog der Herr Major mit der einen Hälfte der Mannschaft rechts und

Dasejoggi mit der andern links um die Burghalde herum. Hierauf steckte Schachen-Kunz einen Finger in den Mund und ließ einen schrecklichen Pöff hören, das war das Signal zum Losbrechen.

Auf einmal begann nun die ganze Kette Bewaffneter brüllend und lärmend, doch langsam und in guter Ordnung die Burghalde hinaanzusteigen, jedermann den alten Thurm im Auge haltend, der mitten auf der Anhöhe aus dichtem Waldgebüsch hervorragte; Schachen-Kunz aber, die Hundspeitsche am Rockknopf hängend und bloß mit einem Stocke bewaffnet, sprang wie ein Junger in großen Sätzen den Berg hinan und verschwand nur allzu bald zu aller Verwunderung im Gebüsch. Anfangs gieng die Sache ganz erwünscht, das Treiben geschah in schönster Ordnung. Als aber die Hälfte der Anhöhe erstiegen, der Kreis enger geworden war, die Nachbarn einander ins Gesicht schauen konnten, da gerieth der Marsch ins Stocken; viele waren erschöpft vom Steigen, Lärmen und nicht minder von der ängstigen Spannung. Kein Mensch wußte, was aus dem Schachen-Kunz geworden sei; der Major umgieng emsig den Kreis von außen, fragte allerwärts, ob man noch nichts gehört, noch nichts gesehen? Auf der hinteren Seite des Berges hörte man noch Dasejoggi's Gebrüll und den Lärm seiner Mannschaft, aber bald kam er selber herbei, zu fragen, was zu thun sei, da ohne Schachen-Kunz kein Treiber weiter vorwärts wolle. Nun war guter Rath theuer; die Angst malte das Schrecklichste aus: Schachen-Kunz war längst von dem Unthier zerrissen oder gar von ihm durch die Luft geführt worden. Ohne ihn das Treiben fortzusetzen, hielten selbst die Besonnensten nicht für rathsam.

Das Unthier.



Da ertönte auf einmal vom Gipfel herab ein wohlbekannter Pfiff, alles horchte auf, stellte sich rasch wieder in Reih und Glied, Gewehr fert, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Dann vernahm man ganz deutlich die Worte: „Will er hier! — Ggusch da! — Hier herein! —“ Dazwischen hörte man Peitschenhiebe und endlich schwaches Gewinsel. „Er lebt! er lebt! Ruhe! Vivat Schachen-Kunz! mir nach, wer Kuraschi hat!“ schrie Dasejoggi laut auf und stürzte mit etlichen zwanzig Mann den Berg hinauf. Nun waren die übrigen Treiber nicht mehr zu halten — alle Furcht war vergessen und auch der Herr Major wollte nicht der Letzte sein.

Wie sich die Ersten dem alten Gemäuer naheten, siehe, da stand Schachen-Kunz oben auf einem Steinhaufen, die Peitsche schwingend, mit der Linken ein großes sonderbares Geschöpf hoch aufgerichtet am Stricke haltend und mit einem höhnischen Lachen den Herbeieilenden zurendend: „Aber hä! Hab ich nicht recht gehabt, mein edles Doppelrohr aus der Palz daheim zu lassen? beim Pulver und Blei! — Ein Hund ist euer Unthier, ein Hund in einem Löwenfell.“

Und so war es auch: an Bauch und Brust bis unter die Kinnlade war dem armen Hund das Fell wie ein Nieder zusammengeknallt, die losgerissenen Lagen hiengen ihm halb zerfetzt neben den Pfoten herab und der lange Schwanz schleppte sich neben dem des Hundes der Erde nach. Das war nun das gräuliche achtfüßige Unthier mit dem Klapperschlangenschwanz.

Als der letzte Trupp der Heldenschaar mit dem Herrn Major auch noch herangekommen und sich durch die Menge Bahn gebrochen hatte, stieg der maskirte Hund auf

einmal zu wedeln an und laut bellend sich gegen einen der zuletzt Erschienenen aufzurichten, worauf Letzterer sogleich mit lautem Schrei: „Eh Panduri bisch du's?“ auf ihn zusprang und nun von allen Seiten mit Fragen bestürmt das Räthsel löste. — Vor acht Tagen war er nämlich Geschäfte halber im nächsten Orte über der Grenze; da wollte eine Komödiantenbande die Zauberflöte spielen und weil sie keinen Löwen hatte, nahmen sie den gutmüthigen Panduri, den großen jungen Bernhardsinerhund des Wirthes und nähten ihn in ein altes Schlittenfell ein, welches dieser zu dem Zwecke preis gab. Das scheint dem Thier gefallen und in ihm die Lust erweckt zu haben, Gastrollen in den Nachbarstaaten zu geben, denn nach dem Schluß der Oper war er sammt seinem Kostüm verschwunden und seither nirgends mehr zu finden. An all dem Schaden, den das arme Thier angerichtet haben sollte, war kein wahres Wort. — Der glückliche Ausgang der Treibjagd wurde, wie recht und billig, in der blauen Gans unter allgemeinem Jubel und vielfachem Lebehoch auf den braven Schachen-Kunz gefeiert.

Lump und Papier.

„Jude, du bist ein Lump, sagte ein Student zu einem Juden, der ihm nicht mehr borgen wollte, worauf er zur Antwort erhielt: „Nah! der Herr is aber auch noch kein Papier geworren.“

Die Kapitel.

Bei der Aufhebung der Klöster und Domkapitel durch Kaiser Joseph sagte einmal ein lustiger Raub: „Nun hat der Kaiser „aber doch noch einige Kapitel im römischen Reich, trotz seiner Gewalt, nicht aufheben

„können.“ — Als niemand das Räthsel errathen konnte, gab endlich der Spatzvogel die Lösung: „Das sind die Kapitel, die ich von meiner Frau alle Abende bekomme, wann ich aus dem Wirthshaus heimkehre.“

Das größte Glück.

Im grauen Alterthum lebte ein Mann, der besaß einen einzigen Sohn, der sein Stolz und seine Freude war. Um ihn vor Unglück zu schützen, gieng er in den Tempel, opferte den Göttern und bat sie: seinem Sohn das höchste Glück zu gewähren, das auf dieser Erde möglich sei. Die Götter erbörten ihn und um ihn für seinen Glauben zu belohnen, versprochen sie nicht nur seinem Sohn, sondern auch ihm selber das beste Erdenlos! — Als der Mann nach Hause kam, fand er seinen Sohn todt, und was meint ihr wohl, was ihm zu Theil ward? — Er starb vor Schreck! — Ein rascher und leichter Tod galt jedoch nicht nur im grauen Alterthum als ein großes Glück.

Wie man sich verreden kann.

„Hast du wohl gehört, wie sich heute unser Herr Pfarrer verredet hat? Er sagte: „Lieber Gott, gieb mir Last zum Kragen, statt Kraft zum Tragen!“

Die Markknochen.

In einem Gasthause gerieth ein harmloser älterer Mann zufällig in Gesellschaft mehrerer übermüthiger junger Herren, welche ihn ohne die mindeste Veranlassung zu necken suchten. Man setzte sich zu Tische. Da wurden einige volle Markknochen mit geröstetem Brod aufgetragen. Die jungen Herrchen ließen sich dieselben sehr wohl schmecken, ohne dem ältern auch nur ein Schnittchen anzubieten. Einer unter ihnen hatte sogar die

Freiheit, dem „Älten“, wie sie ihn nannten, einen ausgefogenen Markknochen vorzulegen. Der ältere Herr bemerkte hierauf ganz trocken: „Den Eltern das Mark aus den Knochen saugen, ist Sache der heutigen Jugend, ich bin zu alt dazu.“

Die Here.

(Mit einer Abbildung.)

„Und i säge Dir, d's Balder-Stini ist e Her — sagte Chünge-Benz, der reichste Bauer eines Dorfes unweit der Hauptstadt zu seiner Frau, welche dagegen mit ächt weiblicher Standhaftigkeit ihre Schutzbefohlene durch Dick und Dünn als eine brave, rechtschaffene Frau herausgestrichen hatte. „Ja schön, „brav! Sie geit ja i fei Bredig, verschwindet alli Nacht us em Hus und stricht stundelang uf em Ehilchhoof ume u cha meh Sym-patei-Mittel als fei Zigünere. — „Appah! „Larivari“ unterbrach ihn Lisi. „Wer isch fröher gsi über die Her weder Du, wo d' Merzene chuun no ne Maß Milch g'gäh, „het dä Hustage? — u der Viehdokter am „Haag isch gsi mit sammt sir Wysheit?“ „Aber, erwiderte Benz, het oh ne Christen-möntschi im ganze Huus chönne säge, wie „der Chorb u d' Zwähele wieder hei cho sige, „wo Du nere hesch vor d's Fensterli gsteut, „will sie süsch anders nüt nimmt — und „alles styf wieder am Blaz gestangen isch, „wo's hi ghört?“ — Darauf drehte Chünge-Lisi ihrem Benz rasch den Rücken, wie allemal, wenn er laut zu werden anfing und fuhr aus der Stube, um gerade für ihr Balder-Stini einen neuen Korb voll zurecht zu machen. — Auch in andern Häusern, in Winten und Wirthshäusern, war schon seit Jahren die Here ein Lieblingsgespräch der Gäste und man wollte gar allerhand von

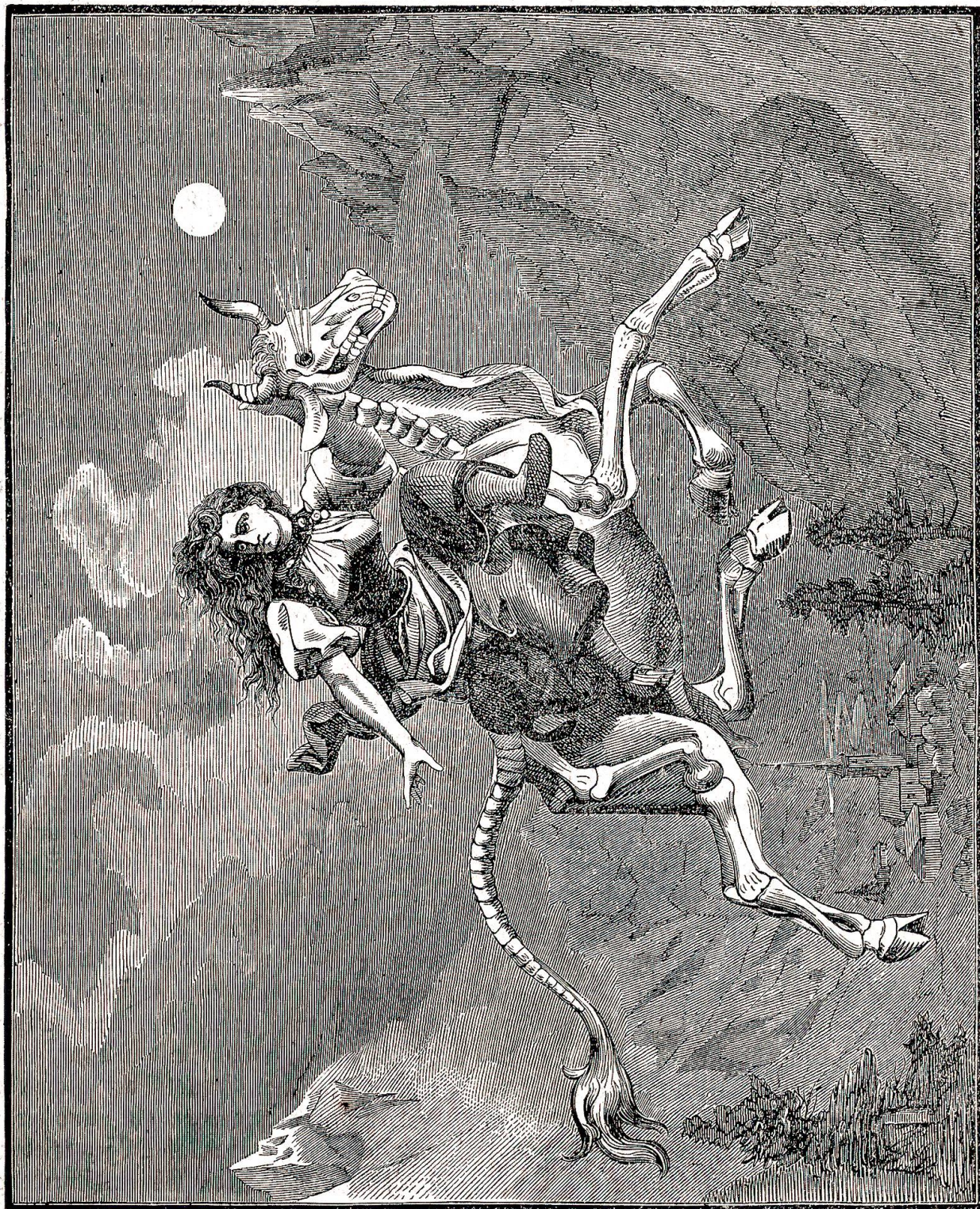
ihr wissen. Da hieß es: sie habe eigentlich weder Vater noch Mutter gehabt, sondern sei, wie die Sünden-Mutter Eva „also usg'wachsen“ auf die Welt gekommen und habe auch nicht viel mehr als diese am Leibe gehabt, als sich ein reicher Bauer ihrer gattlichen Postur wegen ihrer angenommen und sie geheirathet habe. Später soll sie ihn aber jählings an den Bettelstab und vor Kummer unter den Boden gebracht, sich selber aber mit ihrem vierjährigen Bübli, einem bildschönen Engel, davon gemacht und hier das Hüttli angekauft haben, weshwegen man ihr seither nie mehr habe loskommen können. Seit ihr aber die Vorgesetzten ihren 7 Jahre alt gewordenen Hansli weggenommen und einem durchreisenden Netter nach Amerika mitgegeben hätten, seither gehe es nicht mehr recht aufeinander bei ihr und habe sie erst recht in ihre heimlichen Praktiken gegeben, die sie des Tags auf die höchsten Berge und des Nachts auf die Gräber trieben. Das Alles hinderte jedoch kein christliches Gewissen, sich Balder-Stini's Sympathien zu bedienen und sich absonderlich in den Viehställen zu Nutzen zu machen, denn sie verlangte rein gar nichts für ihre Kunst.

Nach vielen Jahren ward indeß, und namentlich durch die letzte Kur an Chüngen-Benzes Merzene, das Maas voll, und der Thierarzt meinte: es wäre nun längst an der Zeit, „der Here“ an den Leib zu gehen. Allein Balder-Stini war nicht so leicht beizukommen; sie nahm keine Bezahlung an, machte nichts als glückliche Kuren durch die einfachsten, unschuldigsten Medikamente, und wies wichtige Fälle an patentirten Beistand. Darum verklagte er sie nicht beim Richter, sondern nur der Hererei wegen vor Kirchenvorstand. Als Balder-Stini erschien und

vom Herrn Pfarrer einstweilen nur ihrer Ungottesdienstlichkeit wegen zur Rechenschaft gezogen wurde, antwortete sie: seit man ihr, einer verlassenen Wittwe, ihr einziges Kind aus den Armen gerissen, und der Herr Pfarrer dieses nicht verhindert habe, könne sie das Wort des Herrn nicht mehr aus seinem Munde hören; sie wisse aber wohl, daß sie aus ganz anderer Ursache hier vorgeladen worden und die ganze Gegend werde es ihrem Ankläger verdenken, ehe 6 Wochen um seien.

Von dieser Zeit an war Balder-Stini in keinen Stall und kein fremdes Haus mehr hineinzubringen. Man brachte das kranke Vieh vor ihre Hütte, wann es sich immer thun ließ, ja sogar reiche Bauern, die einen mächtigen Viehstand besaßen, schickten ihr, auch ohne Krankheitsfälle, ganze Körbe voll Esswaaren und gescheiteltes Holz vor ihre Thüre. Allein alles war umsonst. Des andern Morgens standen die Körbe mit den Geschenken, so voll sie waren, wieder richtig an ihren alten Plätzen in den Häusern ihrer Eigenthümer. Dagegen kam eine böse Nachricht um die andere von Viehseuchen, welche über die Berge her im Amarsch seien — zuletzt gar vom Milzbrande. — Ein banges Gefühl überschlich jedes Haus; ohne Balder-Stini durfte niemand in die Zukunft denken. Vom Thierärzte wollte man nichts mehr hören, ja mancher bedrohte ihn sogar. So vergiengen Wochen. Stini's Hüttchen galt für leer; und als man sie endlich als gänzlich verloren aufgab, da kamen die seltsamsten Gerüchte über ihr Verschwinden in Umlauf: Es mußte sie Einer, dem sie sich verschrieben habe, lebendig geholt haben. Was aber den meisten Anklang fand, das war die Sage: man habe sie in der Nacht auf das Verhör, „wo sie

Die Here.



vor Kirchenvorstand so wüßt gethan habe," auf einem zündweißen Kuhgerippe mit feurigen Augen durch die Luft über das Dorf reiten gesehen, was einen großen Sterbet unter Vieh und Menschen bedeute. (S. das Bild.)

Während dieser Tage saß einst Balder-Stini einsam, wie gewohnt, in ihrem verschlossenen Stübchen im Finstern und sann über ihren Hansli nach — es waren gerade 20 Jahre, seit er ihr geraubt wurde. Da klopfte es leise an die Thüre und eine Gestalt huschte mit wohlbekanntem Grusse herein, einen schweren Korb neben Stini hinstellend. „Du bist doch geng mis glich, lieb, treu Lisi, wie wo ni no dis Chinder-meitschi gsi bi z'Walehuse — Gott vergelt der's! — Was macht ächtert mi Hansli, lebt er noh? i hinterfinne mi no; aber wie geits bi Euch?“ — „Gut bis jeh, unbschraue“, antwortete Chünge-Lisi, „aber gib Acht, es isch oh öppis z'trinke derbi; chum geng ordeli, der Benz merkt nüt oder thut emel eso u mit dem Hansli cha no alles gut cho, lebe thut er emel noh, säll weissi, i ha öppis g'hört, aber jeh muß i gah, süsch manglet er mi, un i wotts hie-necht noh us ihm use friege. Gut Nacht Stini.“ — Und verschwunde war die Chünge-Lisi. Als diese bald darauf mit ihren Mägden wieder am Spinnen saß, wie wenn sie gar nicht fort gewesen wäre, kam Benz langsam in die Stube geschlumpt, setzte sich rauhend neben sie hin, rutschte eine Zeitlang hin und her und sagte endlich: „aber wo mag ächt Balder-Stini hichoh si?“ — „He, uf u dervo wird's si,“ schnellte Lisi zurück, „uf euem Chuegripp oder miera uf der Sau dervo oder uf eme Bäsestiel wie ne angeri Her!“ — „Nu, nu, Lisi, thue nit so böz,“ sagte Benz begütigend, „neigwüß, säg mer's,

„der Chorb ist emel abereinisch nienen ume Weg.“ — „Schmöck!“ war Lisi's einzige Antwort und fort schoß sie aus der Stube, trat aber diesmal triumphierend wieder herein, ihrem Manne den Korb vor die Nase haltend. „Was ist de das, Herr Chünge-Benz?“ sagte sie spöttisch. „Gell, vor euch gstatetem Mannevolch muß es Nieders e Her si, das drümal umen und anen isch, gäb dir ech chuume einisch umdräie möget.“ — Benz, der ihr heimlich bis zu Balder-Stini's Hüttchen nachgeschlichen war, fiel fast vom Stuhle vor Erstaunen, stand dann verschämt auf und brummte im Abgehen vor sich hin: „Miera, was g'heit mi die Her mit ihrem Bub, vo dem i meh weiß, als mir nöthig isch.“ Das zog. — Freundlich schlich ihm Lisi nach und in der Kammer beruhigte sie ihn vollends über Stini's Besorgung seiner Ställe, um was es eigentlich Benz einzig zu thun gewesen war; gleichzeitig wußte sie aber auch alles aus ihm heraus zu bringen, was er über Balder-Hansli durch den Gemeindschreiber im höchsten Vertrauen vernommen hatte. — Kaum war es am Abende des folgenden Tages recht finster, so war Chünge-Lisi auch schon zu ihrem lieben Stini hineingehuscht. „Aber nei um Gott's Wille! verdrückt mi nit,“ stöhnte Stini halb laut, „was ist de oh gscheh, daß du so thust?“ — „Nüt, nüt, lachte Lisi laut auf, „aber i weiß öppis — und das macht mi z'brieggen oder miera z'lache vor Freude, es geit Di a, ja Di i, mis liebs, alts, treus Stini! — bis numme z'frieden und hell uf, es chunt alles gut, der Hansli het gschriebe us Amerika, es geit ihm gut und er chunt ume, u wie? — aber lah Di jeh wieder füre unter d'Lüt, daß Di der Gemeindschreiber gseht, er weiß alles. Gut Nacht mis liebs, liebs

„Stini, u schlaf oh einisch wieder; aber gell, „üser Beh verachtest du de notti nit. — „B’hüt di Gott, es chunt noh alles gut, i „wirde vor Freude selber keis Aug chönne „zuthue. Adieu Stini!!!“ Und weg war sie, ehe diese nur zum Wort kommen konnte. — Da saß nun die arme Wittwe wieder allein im finstern Stübchen mit ihren Gedanken zwischen neu erweckten Hoffnungen und altgewohntem Gram. Längst verschwundene Erinnerungen giengen an ihr wie Traumbilder vorüber. Sie sah sich auf der Alp, bei ihres Vaters Rühen, wie er ihr die heilsamen Kräuter und Wurzeln zeigte, die das Vieh vor Krankheiten und Seuchen bewahren; wie die Mutter sie lehrte daraus Trank und Salben bereiten, denn ihre Eltern waren Berg-Rüherleute; — dann sah sie die Sennen in schwarzer Nacht auf einer Bahre ihres Vaters Leichnam in die Sennhütte tragen, und der Mutter verzweiflungsvolles Händeringen, denn er war beim Suchen eines verlaufenen Kindes über eine Klüß heruntergestürzt und hinterließ sechs unerzogene Kinder und sie war das Älteste, kaum 14 Jahre alt; — dann sah sie sich unter fremden Leuten allein mit ihrem Schmerz, — von niemand bedauert, bis endlich Chünge Lisi’s Ältern sich ihrer erbarmten und sie als deren Hütermetschi aufnahmen; — dann sah sie sich die erste in der Unterweisung, und immer mehr heiteren sich ihre Bilder auf: sie sah den Kirchturm von Walehausen, folgte in Gedanken ihrer Lisi als Brautjungfer zum Altar, sie weinte aber bitterlich über ihres Lisi’s Heimfahrt mit Chünge-Benz; dann kamen die schönsten Tage ihres Lebens: — sie gieng nun selbst zum Altar als Braut mit dem wohlhabenden Balder Christen, und nun kam gar ihr Hansli auf die Welt und er

war ein Engel von einem Bübli und glich seinem Vater und ward brav, wie er, und sie meinte selig zu sein: aber nun schluchzte sie laut auf und rang die Hände: Christen war in Verzweiflung, er hatte durch wohlgemeinte, aber unbesonnene Bürgschaft sein Hab und Gut verloren und nun waren sie alle drei am Bettelstab; — dann sah sie ihren Mann im hitzigen Gallenfieber, hörte seine wirren Phantasien, dann Glockengeläute und sah einen langen Zug mit einem Sarge vor ihrem Geiste vorüberziehen; — der trug ihr Glück, ihren Stolz, ihre ganze irdische Stütze und ließ sie allein mit ihrem vierjährigen Hansli zurück; — es ward ihr schwarz vor den Augen; — dann kam sie in das Hüttchen, wo sie jetzt war, das sie durch die Großmuth eines der Gläubiger — des Gemeindefchreibers — noch zu kaufen vermochte; endlich kam noch das Schrecklichste: — Sie fühlte, wie ihr die Vorgesetzten ihren siebenjährigen Knaben, ihren einzigen Trost, aus den Armen und mit ihm allen Glauben an die Menschheit aus dem Herzen rissen; sie meinte zu sterben; sie brachte die schauerlichsten Nächte in Verzweiflung auf den Gräbern zu und schlich wie eine Verwirrte herum von einem Stalle zum andern — ja sie mußte hören, daß sie eine Häre sei und konnte doch nicht sterben! — Wenn Lisi ihr damals nicht treulichst beigestanden wäre ins Geheim, und Zuspruch und Trost gebracht, sie hätte sich ein Leid angethan. So lebte sie nun an die 20 Jahre, mit ihrem Gram und dem reinsten Bewußtsein unverdienter Verachtung, während sie der ganzen Gegend ein wahrer Schutzgeist für die wichtigste Habe des Landmannes war. Und nun sollte dieß lange Elend auf einmal sein Ende nehmen? — es war fast nicht möglich

Da fiel das arme Stini endlich mit heißen Thränen auf die Knie nieder und betete händeringend und inbrünstig hinauf zu Dem, der alle Thränen trocknen kann. Aber diesmal stand sie getrösteter als je wieder auf, und eingedenk Eisi's Ermahnung, sich wieder zu zeigen, wagte sie es, nach langer Zeit wieder zum ersten Male, eine Lampe anzuzünden, um in der Bibel zu lesen. So durch fromme Andacht gestärkt, sank endlich die Dulderin einem erquickenden Schlaf in die Arme. — Des andern Morgens klopfte es schon früh an Stini's Thüre, denn ihr Lämpchen von gestern Abend hatte ihre Gegenwart verrathen. Der Gemeindschreiber trat ein und fragte, ob sie in der Stimmung sei, etwas anzuhören, das sie verwundern könnte? — „Mi verwundert nüt meh, syt sie „mer mi Bub gnoh hei —“ antwortete Stini. — „He nu, just vo dem weiß i öppis,“ sagte mildbläuelnd der Gemeindschreiber, „frag mi was de witt, i cha dir uf alles antworte.“ — „Um tussig Gotts Wille lueget „mi nit e so heiter a!“ schrie Stini laut auf, „u heit oh einisch Erbarme mit eme Muetterherz, ihr erschrocklichs Herrevolch!“ — „Aber Stini!“ ermahnte der Greis sanft und als sie beruhigt war, erzählte er ihr mit aller Besonnenheit nach und nach umständlich das ganze Schicksal ihres Hansli von der Entführung an bis auf die letzten Tage, was, in Kürze gefaßt, darauf herauskam, daß Balder Hansli von seinem reichen angeblichen Vetter nach Amerika mitgenommen, dort gut behandelt, und endlich zu seinem Erben eingesetzt wurde. — „Syt, Madam Balder, jetzt stinet es si nüt meh,“ sagte der Gemeindschreiber, „dir syt jiz e richi Frau „u chömet us dem armselige Gadeli weg „einstwile zu mir cho wohne — s'il vous

„plait.“ — Aber Madame Balder war noch Stini: „Gadeli hin und Gadeli her!“ — gab sie zur Antwort — „gäb i mi Hansli „selber wieder gseh ha, bringt mi lebendig „fei Gwalt da use — u de nacher erst nit. „Da han i bald 30 Jahr i Chummer u „Verachtig g'lebt u da wott i jiz mini Ehretage bschließe, wenn mer berigi no bschiede „sy. — Er cha mer de miera la baue, wenn „er sich sis alte Heimetli's verschämt; aber zu „mene Sühnis-Wyb wotti notti nit ga z'Tisch „si, u hürathe wird er grad einisch, das thue alli „rechte Manne, wo's vermeu.“ — Nach wenigen Monaten kehrte Herr James (Tschems) Balder als ein steinreicher Mann wirklich wieder in die Arme seiner übergelücklichen Mutter zurück, ließ ihr ihr „Gadeli“ zu einem bequemen Stöckli umbauen, kaufte ihr Maten und Obstgärten dazu, und besuchte sie öfters von Walenhausen her, wo er sein väterliches Gut wieder gekauft hatte, — später sogar mit Frau und Kind. Balder Stini aber, unsere vielgeprüfte Dulderin, feierte fortan fleißig den Gottesdienst, lebte in ungetrübtem Glücke und unzertrennlicher Freundschaft mit ihrem treuen Chünge-Eisi, der ganzen Gegend durch ihre Kenntnisse und Wohlthätigkeit zum Trost und Segen und ihren frühern Widersachern zur Beschämung; denn nun war sie, als reiche — angesehene Frau — keine Here mehr, — und starb im hohen Alter als eine wahrhaft geläuterte Christin.

Die beiden Commando.

Ein Militär kommandirte barsch einem Bauern, mit seinen Ochsen Platz zu machen für das nachkommende Detachement; da sagte der Bauer: „Machet Platz „ihr zwo, es chömen angeri.“

Das unfluge Gewitter.

Als es vor einigen Jahren in einer Gegend unseres Kantons stundenlang so hagelte, daß schon in den ersten Minuten alles in Grund und Boden zerschlagen war, sagte ein Bauer: „das Wetter schynt ganz der Verstang verlore z'ha, daß es geng no druf loshagle, mag, wo doch nüt meh z'verschlah isch.“

Die dichtenden Gänse.

Ein Herr, Namens Schwager, ein alter Geizhals, aber dazu ein Leckermaul, ließ sich alljährlich sechs Gänse mästen und verzehrte dann eine nach der andern, schmackhaft gefüllt und schön gelb gebraten, ganz alleine. Eine Gesellschaft lustiger Brüder wurde einig, dem Geizhalse einen Schabernak zu spielen. Einer von ihnen, der die Magd desselben auf das Korn nahm, wußte von dieser den Tag heraus zu bekommen, wo die Mästung der fraglichen Gänse vollendet sein würde, und vertauschte in der Nacht vorher alle sechs fetten mit sechs erbärmlich mageren Gänsen. Als der Geizhals nun sein leckeres Mahl mit der ersten Gans beginnen wollte und zur Auswahl der fettesten selbst in den Gänsestall gieng, fand er sechs miserable Vögel, jeden mit einem papierenen Krage, darauf der Vers stand:

Guten Appetit, Herr Schwager!

Gestern waren wir fett und heute sind wir mager.

Die Kopfarbeit.

Ein Gelehrter wollte Holz kaufen, fand es aber zu theuer und sagte zu dem Bauer, der mit seinem Wagen vor dem Hause hielt: „Da verdiene ich mit all meiner Kopfarbeit kaum so viel“, worauf der Bauer antwortete: „Ja Herr Dokter, meine Ochsen da

haben aber auch strenge Kopfarbeit damit gehabt, und sinds doch ihrer zwei.“

Das unrechte Lied.

In der Kirche hatte ein Herr das Verzeichniß der Nummer des Gesang-Liedes zu lesen vergessen und fragte darum seinen Nachbar, trat ihm aber dabei unversehens auf die Zehen. „Tret' der Herr auf seine Füße“ gab dieser zur Antwort. Da suchte der Herr noch lange dieses Lied in seinem Gesangbuche, konnte es aber nicht finden.

Schiller und sein Nachbar.

Schiller lernte in seiner Jugend die Harfe spielen, zum großen Verdruß seines Nachbarn, den das Geflimper erbärmlich langweilte. Einst rief er ihm durch die offenen Fenster zu: „Herr Schiller, Sie spielen ja den König David, nur nicht so schön wie dieser.“ — „Und Sie, erwiederte Schiller, den König Salomo, nur nicht so weise.“

Langes Leben.

William Craft, ehemals während des Krieges von 1756 Diener Washingtons, des großen Befreiers der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ist am Ende 1861 in Nummersville in Virginien, im Alter von 128 Jahren gestorben. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der jüngere 97 Jahre zählte. Sein Vater starb im Alter von 132 Jahren im Jahr 1769. Als jüngst der Separatisten-General Evans durch Nummersville passirte, sah er an einer Thürschwelle einen hundertjährigen, weinenden Greis. Um die Ursache befragt, zeigte dieser auf einen andern Greis und sagte: „Dieser da, mein Vater, hat mich geschlagen.“ Herr Evans erkundigte sich bei diesem Vater (dem

oben genannten William Craft), was sein hundertjähriger Sohn verbrochen habe. Der alte Vater erwiderte, der geschlagene Sohn habe es an schuldigem Respekt gegen dessen Großmutter fehlen lassen. Und in der That hat diese noch ihren Sohn William Craft überlebt. Sie zählte bei seinem Tode 148 Jahre.

Sprichwörter.

Wer allzuviel bedenkt, wird wenig leisten.

Vergebens sucht der Mensch des Glückes
Quelle

Weit außer sich in wilder Lust:

In sich trägt er den Himmel und die
Hölle

Und seinen Richter in der Brust.

Wer ist dein ärgster Feind?

Des Herzens böse Lust,

Die widerspänst'ger wird,

Je mehr du Lieb's ihr thust.

Sollen dich die Dohlen nicht umschrei'n,

Müßt' nicht der Knopf auf dem Kirchturm
sein.

Wer nach jedem bellenden Hunde werfen
wollte, müßte viele Steine haben.

Wenn sich die Hirten zanken, hat der
Wolf gewonnen Spiel.

Man muß mit Gott in die Hand speien.

Unheilbarer Irrsinn.

Herr Doktor Gall, der Erfinder der Schädellehre, kam einmal in ein Irrenhaus. Einer der Narren führte Gall herum und sprach fortwährend sehr verständig mit ihm. Gall

befühlte ihm daher den Kopf und sagte: „Hier finde ich keine Spur von Wahnsinn. Wie kamen Sie ins Tollhaus, da Sie weder das Organ der Narrheit haben, noch irgend eine närrische Handlung begehen?“ „Das will ich glauben, versetzte der Narr — daß Sie an dem Kopfe, der auf meinen Schultern sitzt, kein Organ der Tollheit finden können; Sie müssen wissen, es ist nicht meiner, er wurde mir nur aufgesetzt, als ich während der Revolution geköpft worden war.“

Eine köstliche Frau.

Heinrich: Wie gehtes dir, lieber Freund? Es ist schon so lange her, seit ich dich zum letzten Male gesehen habe.

Fritz: O, ich bin übergelücker, ich habe einen wahren Engel geheirathet; ja, meine Frau geht mir über Alles.

Heinrich: Armer Freund!

Fritz (mit einiger Entrüstung): Wie so?

Heinrich: Nun ja! Eine Magd, die mir über Alles geht, schicke ich augenblicklich fort; eine Frau aber, vor welcher nichts mehr sicher ist, muß man dennoch behalten.

Wohl gespeist!

Man stand von einem Tische auf, wo die Kost sehr mager war. Der Wirth rief den Gästen zu: „Ich wünsche wohl gespeist zu haben!“ Ein Witzbold, welcher sich ebenfalls unter den Gästen befand, erwiderte: „Und ich wünschte wohl gespeist zu haben.“

Räthsel.

Welches ist der Unterschied zwischen London und Paris?

In London ist Preßfreiheit, in Paris wird die Freiheit gepreßt.

Die große Welt-Ausstellung zu London.

(Siehe die Abbildung.)

Am 1. Mai 1862 wurde die große Gewerbe- und Kunstausstellung, an welcher alle gebildeten Völker und Länder des Erdbodens Theil zu nehmen eingeladen waren, in dem zu diesem Zweck errichteten riesenhaften Gebäude zu London feierlich eröffnet. Dieses Ausstellungsgebäude steht in Süd-Kensington, in einem der ausgedehnten Parks, welche mit ihren herrlichen Baumgängen, weiten Rasenplätzen und silberhellen, von Schwänen durchfurchten Teichen und Bächen, mitten in dem unübersehbaren Häusermeer der Hauptstadt Englands, die mehr Bewohner hat als die ganze Schweiz, eine so große Zierde und Annehmlichkeit Londons sind. Längs einer vielfachen Allee dehnt sich der Palast in einer Länge von 1150 Fuß und in einer Gesamtbreite von ungefähr 800 Fuß aus, und nimmt eine Fläche von etwa 23 bis 24 Fucharten ein. Im Mittelschiff ist die Höhe 100 Fuß und die Breite 65 Fuß; parallel mit demselben ziehen sich mehrfache schmalere Schiffe und Höfe hin, welche durch Galerien gebildet werden. Zahllose gußeiserne, meistens hohle Säulen ragen empor und tragen die Gewölbrippen, das Dach und jene Galerien. Durch die zahlreichen, oben und seitwärts angebrachten Fenster, öfter aus farbigem und gemaltem Glas, strömt reichliches Licht überall hin in die weiten Räume. An beiden Enden des Mittelschiffes erheben sich zwei acht-eckige Hallen von großem Durchmesser mit hohen kühnen Kuppeln, wie der St. Petersdom zu Rom, überwölbt (Ost- und West-Dome). Drei Hauptquerschiffe — in der Mitte und an beiden Enden — durchkreuzen die Längschiffe. An den vier Ecken und in der Mitte jeder der vier Seiten stehen die thurmartigen Eingangshallen. Die äußern Umfassungs-Mauern bilden Reihen hoher Bogen, hinter denen zunächst die zahlreichen Restaurationen und Caffee's für die Besucher der Ausstellung, so wie die verschiedenartigsten Bureaux für die Beamten, die Polizei, Posten, Telegraphen, verlorne Gegenstände u. s. w. sich

befinden. Der ganze überdeckte Raum enthält beiläufig 60 Millionen Kubikfuß (Leere), — ungefähr $\frac{1}{3}$ mehr als der Krystallpalast von 1851 — und der unbedeckte Raum für große Gegenstände, welche nicht durch die Witterung leiden, 35,000 Quadratfuß Fläche. Die Baukosten stiegen auf annähernd $12\frac{1}{2}$ Millionen Franken. Zu Deckung dieser Kosten und derjenigen für die Verwaltung, das Personal u. s. w. bedarf es täglich zwischen 50,000 und 60,000 Franken Einnahme. Im Anfang betrug das Eintrittsgeld 1 Pfund Sterling, nahm jedoch allmählig ab bis auf 1 Schilling (gleich Fr. 1. 35) außer Mittwochs und Samstags, wo es das 2- bis 5fache beträgt. Für die ganze Dauer der Ausstellung konnte man ebenfalls um schweres Geld Karten haben, deren Besitzer einzig zum Eintritt am Eröffnungstag zugelassen waren. An das Hauptgebäude stoßen Flügelbauten (An-nexen) in Form von langen Hallen an und dazwischen liegt ein von der königlich brittischen Gartenbaugesellschaft neu angelegter großer Garten mit den merkwürdigsten und seltensten Pracht-pflanzen und Blumen.

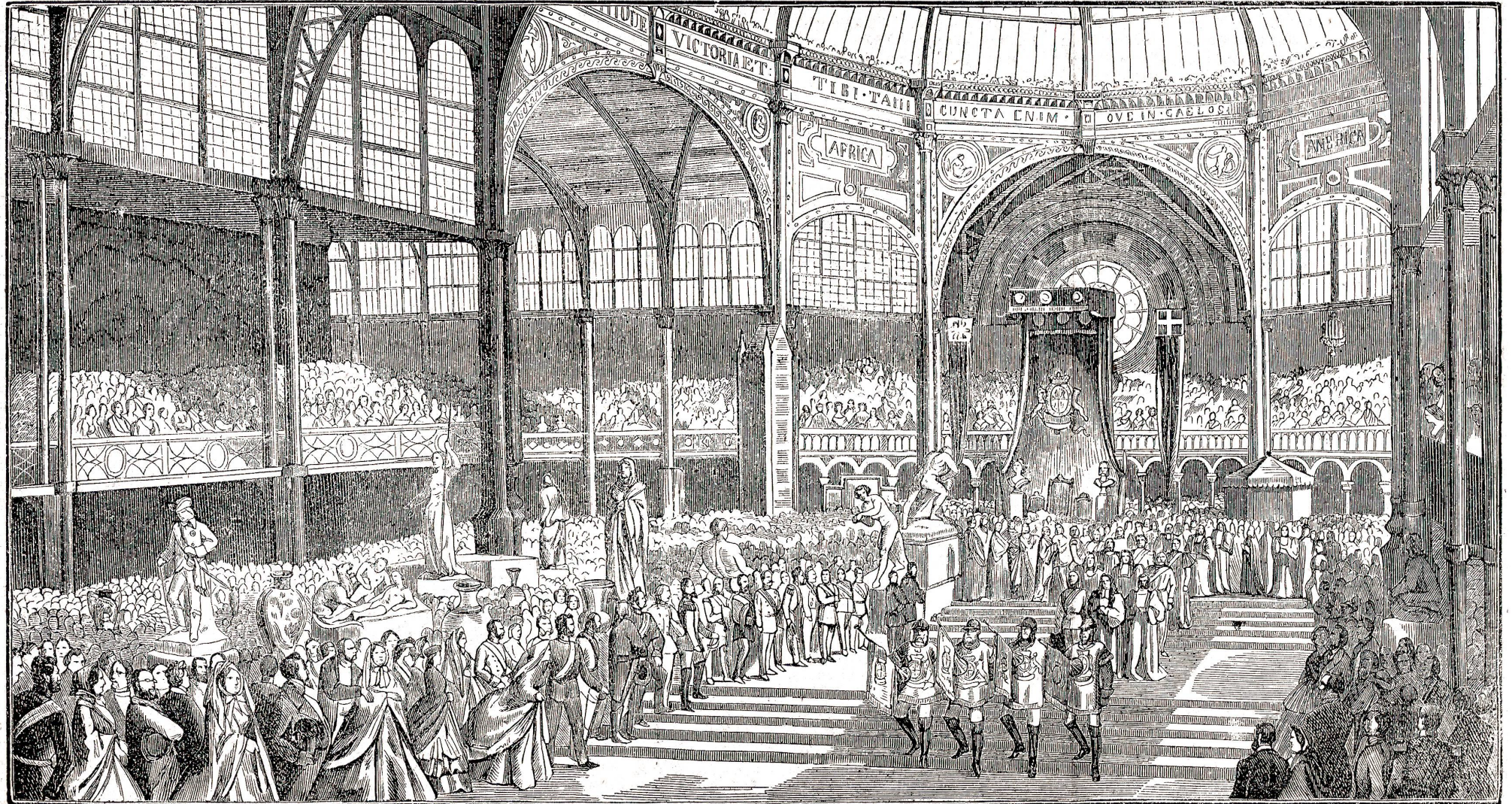
In diesen schönen Räumlichkeiten nun sammelten sich am Morgen des 1. Mai bei 30,000 mit Saisons-Karten (zu 5 Pfd. Sterling) versehene Besucher und amtlich Eingeladene, um der Feierlichkeit der Eröffnung beizuwohnen, die zwar diesmal nicht wie 1851 durch die Königin Viktoria selbst stattfand, weil sie für ihren im letzten Winter verstorbenen Gemahl, den Prinzen Albert, in tiefer Trauer steht. Ihre Stelle wurde durch ihren Vetter, den Herzog von Cambridge (sprich Rembritsch) als Alterego vertreten. Im Westdom hielt derselbe, nach der Ansprache des königlichen Commissärs für die Ausstellung, Grafen Granville, die Eröffnungsrede, umgeben von den vornehmsten Lords und Damen des Hofes, des hohen Adels, der Mitglieder des Parlaments und des Militär- und Civil-Staatsdienstes, nebst mehreren fremden Prinzen, Gesandten und Generalen, — so der schwarzen Excellenz von Hayti und des Gesandtschaftspersonals aus Japan, ferner der Erbauer des Ausstellungsgebäudes, der Ausstellungs-Commissäre aller Länder, der Mitglieder der Preis-

gerichte u. s. w. Dann bewegte sich der glänzende Zug durch das lange Mittelschiff gegen die Ostseite, unter Vorausschreiten der Herolde und Trompeter, des Lordmayors der Stadt London in seiner mittelalterlichen Amtsstracht und anderer Mayors der größten Städte Englands, eskortirt von den Schwert- und Streitartträgern, deren groteske Gestalten und romantischen Waffenröcke sich sonderbar genug in dem Tempel der modernen Industrie ausnahmen. Auch an weiß gepuderten Perrücken und schwarzen Talaren der obersten Magistrats, Richter und Kanzler fehlte es nicht. Denn der Engländer liebt und bewahrt die alten Formen, Gebräuche und Trachten. Im östlichen Dom und Querschiff angelangt, wo eine kolossale Orgel (als Ausstellungsgegenstand) und ein zahlreiches Orchester und Sängerkhor aufgestellt war, nahm das Personal des Zugs Platz auf den amphitheatralisch aufsteigenden Sitzen. Nach der Aufführung der vom gekrönten Staats- und Hofdichter Tennyson gedichteten und von Bennet componirten Festcantate und des nie fehlenden „God save the Queen“ — Gott erhalte die Königin — sprach der Bischof von London das Gebet, gefolgt von Handels berühmtem „Hallelujah und Amen“ aus „Messias“. Schließlich erhob sich der Herzog von Cambridge nochmals und sprach mit lauter Stimme: „Auf Befehl der Königin erkläre ich jetzt die Ausstellung für eröffnet.“ Die Trompeter der Leibgarde begleiteten das Wort mit einer langen Fanfare und von einem Ende des Gebäudes bis zum andern scholl aus 30,000 Kehlen ein Freudenruf der Menge und ein Lebehoch der Königin gleich dem Gebrause eines Meeressturms; während hunderttausende von Zuschauern, welche außerhalb des Gebäudes alle benachbarten Straßen, Zugänge und Plätze deckten, als gewaltiges Echo in den Ruf einstimmten. — In der imposanten Entfaltung nationaler Größe an Reichthum, Glanz, Pracht und Ruhm, wie an weltbeherrschender Macht und Ueberlegenheit seines Volks in Handel, Gewerbe, Seefahrt, sowie an unüberwindlicher Ausdauer, Tapferkeit und an Gemein Sinn — fühlt sich jeder Engländer, bis zum Kleinsten und Ärmsten, neidlos gegen Reichere und Bornehmere,

selbst groß, reich und eins mit seinem Vaterland. Er ist ein Engländer.

Sehen wir uns nun in den weitläufigen Räumen um, die wie eine Stadt in Quartiere, breitere und schmälere Straßen oder Gänge eingetheilt sind, wo die Tische, Gestelle und Glasschränke, Draperien und Trophäen in allen möglichen zierlichen Formen gleichsam die Magazine und Läden vorstellen, in denen die eigenthümlichen Erzeugnisse aller Länder und Völker lockend prangen, theils zu ebener Erde, theils auf den Galerien. Bei jedem Land tragen hohe Trophäen die glänzendsten Ausstellungsgegenstände zur Schau und bilden gleichsam die Schilde, mit den Aufschriften der Länder und Aussteller. Die Zahl der Aussteller betrug 25,000, die Zahl der Gegenstände beläuft sich aber auf viele Hunderttausende. — Die Provinz oder das Quartier England mit seinen Colonien nimmt beinahe die ganze östliche Hälfte des Ausstellungspalastes für sich in Anspruch. Man weiß auch in der Schweiz, was die Engländer Erstaunliches leisten in jeden Fächern der Industrie, so daß es überflüssig wie unmöglich wäre, hier eine Aufzählung der Einzelheiten zu geben. Das nämliche ist der Fall hinsichtlich der in manchen Punkten noch glänzenderen Ausstellung der Franzosen, die auch ein sehr großes Quartier einnimmt. Dann kommen die Zollvereinsstaaten Deutschland, ferner Oesterreich, das nicht zurückbleibt, und das gewerbreiche Belgien. Nicht zu den letzten, bezüglich des Werths, wenn auch nicht der Ausdehnung nach, gehört die Ausstellung der Schweiz, die freilich weniger Aussteller und Gegenstände hat, als im Jahr 1851. Dennoch bewahren ihren alten Ruhm: die Bijouterien, Uhren und Marine-Instrumente, Zeit- und Höhenmesser der Genfer, die Uhren und Gravüren auf Gold- und Silberschalen der Neuenburger und Jura-berge, die feinen Baumwollen- und Musselinen-Gewebe und bewundernswerthen (Maschinen- und Hand-) Stickereien von St. Gallen, Appenzell, Zürich, die Seidenstoffe und Bänder Zürichs und Basels, das weniger vertreten ist, die Feuerwaffen (Stücker und Jagdgewehre) von Bern, Genf, Waadt und die Holzschnitzereien des Oberlandes.

Die große Welt-Ausstellung zu London.



Wir erwähnen ferner der gleichzeitigen Viehausstellung in Vatersea-Park (auf einem Raum von 9 bis 10 Zucharten), an welcher die Schweiz mit Ehren Theil nahm. 50 schöne auserlesene Stücke der zwei Hauptrassen (die graue und braune und die gefleckte oder Greyerz-Siegenthal-Race) langten mit ihrer Begleitung von schmucken Kühern und Knaben nach einer glücklichen Reise (von Basel am 17. verreist) über Paris und Dünkirchen auf der Eisenbahn, und vom letzten Seehafen weg auf dem Meer, am 21. Juni in London an, und zogen nach kurzer Rast nach dem noch zwei Stunden entfernten Ausstellungsort gleich einem reichen Sennthum, das auf die Alp zieht, die schönen Thiere mit kleinen und großen Reicheln und Glocken, die melodisch erklingen, voran ein Alphornbläser und der „Muni mit Melchthül und Meien dran“ geschmückt; die Führer und Treiber, in ihrer Kühertracht, mit Käsefesseln und Geschirren auf den Brenten und Rösen — mittendrin und hintendrin ho! ho! rufend und johlend, den treuen „Klinggi“ nicht zu vergessen. So giengs — wie schon im freundlichen Dänkirchen — durch die Straßen und Plätze der Stadt London, unter dem Jubel einer zahllosen Zuschauermasse, welche das selten oder nie gesehene Schauspiel mit lautem Jubel begleitete und das größte Vergnügen an den Tag legte. Die Schweizer erhielten bei der Preisvertheilung vom 26. Juni für beide Rassen mehrere Preise — unter Andern 1) für die Gefleckten: die landwirthschaftliche Gesellschaft von Simmenthal und Saanen, Burri in Lustorf, Eccofey in Freiburg, de Voys in Lausanne u. s. w. 2. für Braune: der schweizerische Bauernverein, Schnyder in Sursee, Dolder, Wettler, Schmid in Thalweil und andere.

Viele Tage lang konnte man in der Industrie-Ausstellung herumwandern, wenn man Allem einige, auch nur kurze Aufmerksamkeit schenken wollte — Da kämen wir, außer in die oben genannten Länder, auch nach Italien, Spanien, Dänemark, Schweden und Rußland, nach der Türkei, nach Persien, Indien, China, Japan, über Australien (von wo eine Gold-mineral-Pyramide, 100 Fuß hoch, von allem seit Jahren gewonnenem Gold, jedoch nur nach-

geahmt, aufgestellt ist), nach Süd-Amerika, Chili und Peru, Brasilien, Centralamerika, Californien, in die Vereinigten Staaten, nach Canada, Grönland und Island, über Norwegen nach England und Holland in die Schweiz zurück. Nicht nur Leinen-, Wollen-, Baumwollen-, Seiden-Gewebe, Teppiche, Geschirre, Glas, Spiegel, Kerzen, Seife, Parfümerie-, Farb- und Metallwaaren, Instrumente, Geräthe, Möbeln, alles vom feinsten bis zum gewöhnlichsten und wohlfeilsten, vom kleinsten Object bis zu den gewaltigsten Massen; auch eine Menge Maschinen aller Art sind vorhanden, welche von Dampf getrieben, fortwährend Brod, Papier, Backsteine, Brief-Couvertis, Pinsel, Stiefel, Nägel, Schlüssel, Räder, Nadeln, Kugeln, Ketten, Thonpfaffen u. a. m. fabriciren. Desgleichen sind in Thätigkeit: Druck-, Dreh-, Holzschneide-, Hobel-, Bohr-, Gravir-, Pump-, Wasch- und unzählige andere Maschinen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Auch Kunstgegenstände, Bildsäulen, Grabmäler, Vasen, Gemälde füllen ganze Galerien an. Ferner Naturprodukte und Lebensmittel der mannigfaltigsten Art begegnen uns in den durchwanderten Weltgegenden oder vielmehr in ihren Ausstellungen. Herrlich zu schauen sind die wundervollen Gold- und Silber-Arbeiten, Geschmeide und Edelsteine; so erscheint der große indische Diamant Koh-i-Nur, „Meer des Lichts“, welcher schon 1851 ausgestellt war, auch jetzt wieder, aber (mit fl. 100,000 Kosten) besser geschliffen und zieht aller Augen auf sich. Ein zweiter, noch größerer Diamant, „der Hof von Holland“, jedoch von geringerem Schliff und Glanz, der einem holländischen Juwelier gehört und angeblich 1 Million Pfund Sterling gewerthet (aber wohl von Niemanden bezahlt) wird, macht dem Koh-i-Nur den Rang streitig. Auf eine weitere Aufzählung der merkwürdigsten Gegenstände und deren Beschreibung einzutreten, dazu würde es nicht nur den ganzen Kalender, sondern auch ein großes Buch erfordern. Die Ausstellung wurde immer stärker besucht und steigerte sich in den Monaten Juli und August bis auf 65,000, ja bei besondern Gelegenheiten bis auf 80,000 Personen in einem Tag. Durch die verschiedenen Preisgerichte wurden den Aus-

stellern für die besten gelieferten Waaren Medaillen und Ehrenmedaljen zuerkannt und am 11. Juli mit großer Festlichkeit durch Lord Taunton ausgetheilt, im Ganzen 7000 Medaillen und 5300 Ehrenmedaljen. Den Schweizer Ausstellern, welche zusammen 383 waren, fielen 113 Medaillen und 88 Ehrenerwähnungen zu, deren namentliche Angabe hier zu weit führen würde. Im Ganzen war also das Ergebniß für die Schweiz, welche sich nicht sehr stark an der Ausstellung betheiligt hatte, dennoch ehrenvoll genug und kommt im Verhältniß demjenigen der ersten Industrie-Nationen ungefähr gleich.

Das große deutsche Schützenfest zu Frankfurt.

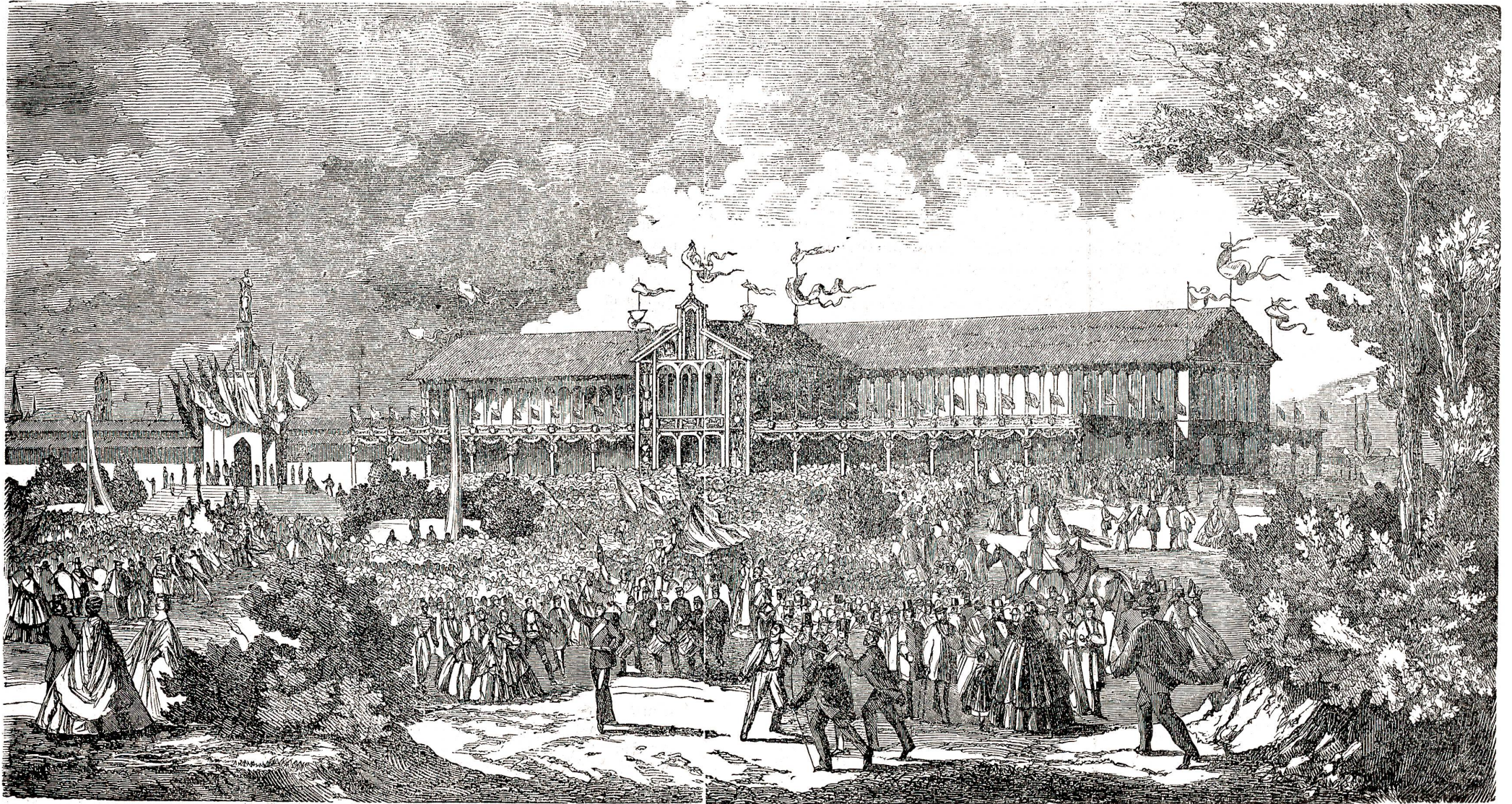
(12. bis 22. Juli 1862.)

(Siehe die Abbildung.)

In der alten freien Reichs- und Kaiserkrönungs-Stadt Frankfurt am Main fand in den Tagen vom 12. bis zum 22. Juli 1862 ein großes Freischießen statt, welches nicht bloß durch seine Großartigkeit und Pracht, sowie in Folge seiner nationalen Bedeutung für Deutschland merkwürdig, sondern auch insbesondere für uns Schweizer von einem weitertragenden Interesse ist. Im vorigen Jahr war der neu sich bildende deutsche Schützenverein noch in verhältnißmäßig kleinerer Zahl unter dem Vorstand des Herzogs von Sachsen-Coburg in Gotha versammelt und hatte für das Jahr 1862 das erste allgemeine deutsche Freischießen nach Frankfurt ausgeschrieben. — Nicht nur an alle Schützen und Schützengilden und Freunde der deutschen Bundesländer, sondern auch, mit besonderer Auszeichnung und Herzlichkeit, ergieng die Einladung zur Theilnahme an die Schweizer als gute, stamverwandte Nachbarn und treffliche Schützen. Die ganze Einrichtung des Schießens wurde, mit geringen, durch die alten Gewohnheiten der deutschen Schützen bedingten Ausnahmen (wie z. B. Schreiben für die aufzulegenden Stützen), denen der eidgenössischen Schützenfeste entnommen. — Zahlreiche und präch-

tige Gaben zu Preisen flossen von überall her, auch aus der Schweiz, nach der Feststadt. Die Schweizer, einzig von allen nicht zum deutschen Bund gehörigen Völkern, waren speziell zum Auftreten in Masse unter eigenem fliegendem Panzer eingeladen, während die Schützen anderer Länder nur als einzelne Personen und kleinere Gesellschaften zugelassen waren. Der lockenden Einladung entsprachen mehr als 1000 Schweizer, welche sich zu Basel — am 11. Juli — zur gemeinsamen Abfahrt, unter der zu diesem Zweck durch das Central-Schützencomité zu Lauchaux-Berzems angesprochen und zum Geschenk für Frankfurt bestimmten Schweizerischen Schützen-Fahne freudig schickten. Schon ihr festlicher Empfang und Abschied in der gastfreundlichen Handels- und Universitätsstadt am grünen Rheinstrom war ein überaus erhebender. — Unter der Führung der Herren eidg. Oberst Kern von Basel und Scharfschützen-Oberst Wyder von Aarau zogen am Morgen des 12. Juli die Schützen durch die mit Fahnen und Guirlanden geschmückten Straßen über die bewimpelte und mit grünen Bogen überwölbte Rheinbrücke zum deutschen Bahnhof. Der gewaltige Eisenbahnzug, welcher von Basel hinweg die wehrhafte Schaar der Eidgenossen durch das schöne badische Land, zwischen Rhein, Schwarzwald und Odenwald hinunter, nach Frankfurt führte, wurde überall von der Bevölkerung mit Hochrufen und Schüssen, Blumen und Kränzen festlich und herzlich begrüßt. Der Empfang und Einzug der Schweizer in die Feststadt glich aber einem wahren Triumphzug, unter dem Freudenrausch einer großen begeisterten Bevölkerung. „Helvetiens Alpenföhne“ — sagt ein Frankfurter Augenzeuge — „wurden begrüßt, wie keine der ankommenden Gäste, obgleich allen ein offenes Herz dargebracht wurde. Die Menge vor dem Main-Neckar-Bahnhof und die drinnen wollte nicht enden mit ihren Rufen, Alles jubelte den Stammesgenossen zu.“ Nachdem sie sich im Zug geordnet und einen Kreis gebildet, hielt Dr. Sauerländer im Namen Frankfurts eine herzliche Begrüßungsrede, worin er unter Andern sagte: „Dank Euch, daß Ihr dem Rufe gefolgt seid und heute zum ersten Male an den Ufern des Mains jenes

Das große deutsche Schützenfest zu Frankfurt am Main.



glorreiche Panner aufpflanzte, welches die Hel- den von Morgarten, Sempach, Granson, Mur- ten und St. Jakob geführt haben. Wenn un- sere Jugend das flammende Kreuz noch nicht von Angesicht kennt, so kennt sie doch die Tage des Ruhmes, verherrlicht in den unsterblichen Gesängen unserer Dichter; sie kennt das Land der Alpenrosen, die Felsenburg der Freiheit, das Brüdergeschlecht der Eidgenossen, und diese un- sere begeisterte Jugend ruft Euch heute zu: Seid willkommen auf deutscher Erde, ihr treuen Voten aus dem Schweizerlande; Gruß und Handschlag zum ewigen Bündniß, liebwürthe Eidgenossen, Schweizerbrüder!" — Auf diese schöne Anrede antwortete Oberst Kurz mit einem entsprechenden herzlichen Gegengruß und schloß: „Schützen, Kameraden! bringt den Gruß des Schweizerlandes den deutschen Schützen, der Stadt am schönen Main, dem ganzen Deutsch- land, dem Gesamtvaterland unserer Freunde, es lebe, es gedeihe, es erstarke; ruft mit voller Schweizerkehle: Deutschland hoch!" Ein donnern- der Schall der Schweizer folgte dieser Aufforde- rung. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, voran junge Turner als Wegweiser, Musf, Comité, die von Basel mitgenommene junge Schaar gewandter Trommler, endlich das wohlgeordnete, friege- rich einberschreitende Corps der Schweizer, in dunkeln Röcken, mit Stüger und Waidläcken, auf den Hüten die Schweizercofarde und die roth- glühenden Alpenrosenbüsche, überragt von der flatternden Fahne mit weißem Kreuz. Kopf an Kopf, dicht gedrängt steht die Menge der War- enden und begrüßt die Ankommenden mit rau- schendem Zuruf. Auf der Zeil werden den Schwei- zern Quartierbilletts ausgetheilt. Für einen großen Theil (30) ist ein geräumiges Gebäude, näm- lich die mit den Schweizerkantonswappen und Wimpeln, sowie mit einem Bilde Wilhelm Tell's gezierter Ederhalle zu einer freundlichen Wohnung und Schlafstätte umgewandelt und heißt fortan auf alle Zeit „Schweizerhof".

Alle Thore, durch welche man von den fest- lich verzierten Bahnhöfen in die Stadt kömmt, sind mit Fahnenbündeln in den deutschen und den Frankfurter Farben (roth und weiß) ge- krönt, die langen Straßen zu beiden Seiten

mit Fichtenbäumen wie Alleen bepflanzt und be- wimpelt, von den Fenstern und Giebeln der Häuser hängen Teppiche und Guirlanden und flattern große und kleine Panner, nicht selten rothe mit dem weißen Kreuz; von Stelle zu Stelle erheben sich grüne, ebenfalls mit Schil- dern und Flaggen gezierte Ehrenpforten. An Bildern, Statuetten, Emblemen, Inschriften und Sinnsprüchen fehlt es nicht. So ist die Stadt bis in die engsten Gäßlein geschmückt.

Auf den umzäunten Festplatz vor dem Fried- bergthore tritt man unmittelbar von der Straße weg, durch ein großes Portal und gelangt auf eine weite, von breiten Wegen durchzogene und mit Ziergebüsch besäete grüne Fläche, in deren Mitte der Gabentempel steht, der in go- thischer Form achteckig in zwei Stufen mit Ga- lerien und einem thurmartigen Aufzug empor- steigt, geziert mit dem weißen Standbilde der Germania, die Linke auf den Schild gestützt, die Rechte einen Lorbeerfranz emporhaltend. Im Erdgeschoß leuchten die herrlichen glänzenden Gaben hinter den hellen Scheiben. Links vom Gabentempel zieht sich die 1170 Fuß lange und 50 Fuß breite Schießhütte hin, hinter welcher 100 Scheiben auf die Entfernung von 600 Fuß für die Standscheiben und 1050 Fuß für die Feldscheiben aufgestellt sind: nämlich 50 Standscheiben, 10 Standscheiben, 20 Feld- scheiben und 10 Feldscheiben (je 2 dieser Fest- oder Standscheiben haben nur einen Namen und gehören zusammen), alle diese für's Frei- handsschießen; sodann 8 Standscheiben und 2 Festscheiben für die Aufzug-Schützen. Auf jede Standscheibe (oder Stütz-) Schreibe konnte jeder Schütze nur einen Schuß, auf die Feldscheiben aber, wie bei uns, so viel jeder wollte. Vlos für Deutsche bestimmt waren die Festscheiben: Deutschland (Stand) und Heimath (Feld). Rechts vom Eingang, der Schießhalle gegen- über, liegt ein Gebäude von 400 Fuß Länge und 20 Fuß Tiefe, zu Verkaufs- und Wirth- schaftszwecken, Telegraphen-, Post- und andern Bureau's, Büchsen- und Waffenläden, Schnei- der- und Coiffeurs-Ateliers u. s. w. eingerichtet; an beiden Enden liegen die Bierhallen. In der

Tiefe des Platzes, jenseits des Gabenhauses, erhebt sich die Festhalle, ein reich geschmückter, geschmackvoller Bau in Kreuzform, 410 Fuß lang und, im kürzern Kreuzarm mit der Ein- gangshalle, 164 Fuß tief. An die Langseite lehnen sich 30 kapellenartige Nebenhallen. 150 Tische bieten Platz für 4500 Personen zum Speisen dar. Sämmtliche Trag- und Stütz- pfeiler sind mit Moos umwunden und tragen Panner und Schilder, dazwischen schweben grüne Laubgewinde und zahlreiche Kronleuchter und einzelne Flammen. In den Enden der Kreuz- arme ziehen sich Galerien hin für Sänger, Musikkorps u. s. w. Gegenüber des Eingangs steht die Nebenerbühne; über derselben und ge- genüber große Gemälde, sowie im Giebelfeld eine Germania mit den verschiedenen deutschen Stämmen. Hinter der Festhalle dehnen sich Keller, Vorrathskammern und die Küche aus, mit ihren zahllosen Geräthen und einer Dieners- chaft von 57 Köpfen. Der Schützenwein ist Deibschheim (Rheinwein), zu 48 Kreuzer die Flasche. Auf der an den Festplatz anstoßen- den Bornheimer Haide war ein offener Volks- festplatz mit einer Budenstadt eingerichtet wor- den, wo sich das Volksleben in seiner heitersten Lust entwickelte.

Am Sonntag, den 13., sammelten und ordne- ten sich die Schützen und Theilnehmer des histo- rischen Festzuges auf der Südwestseite der Stadt und zogen dann durch dieselbe nach der Schieß- stätte. Vorerst wurde aber auf dem großen Platz, dem „Rossmarkt", Halt gemacht, wo Her- zog Ernst von Coburg von einer Tribüne herab das neue Banner des Schützenbundes mit einer warmen, patriotischen, von vielfachem Hochrufen des Volkes begleiteten Rede den Pannerträgern der Stadt Frankfurt übergab, und sodann der Fahne nachfolgend sich dem Zug anschloß, welcher seinen etwas langsamen Gang in dem unge- heuern Menschengewoge weiter durch die Straßen der Stadt fortsetzte in folgender Ordnung: Nach der ersten Musf und bewaffneten Turnern ka- men Schaaren Bewaffneter aus verschiedenen Zeitaltern der Deutschen. Zuerst Urgermanen mit Thierfellen zu Pferd; dann Bogenschützen; Luntenschützen, Langknechte aus dem 30jährigen

Krieg. Zwischen den Abtheilungen: Frankfurter Schützen, Turner, Sängerschaaren (860 Mann), moderne Reiter; Sachsenhäuserjäger; die jugend- lichen Turner als Wegweiser und Voten; die Zeiger und Warner in alterthümlicher Tracht und Zeichen. Dann eine liebliche Gruppe weiß- gekleideter Jungfrauen mit Rosafändern, die silbernen Ehrenbecher tragend; jüngere Mädchen mit einem Niesen-Bouquet von Rosen. Jetzt wogt ein rauschender farbiger Wald von 120 Schützenfahnen heran, überragt von dem großen Reichspanner mit dem Adler im rothen und goldgestickten Feld. Dann die Vorstände und Comité's des Festes. Endlich die Masse der Schützengengesellschaften, bei 10,000 Mann stark. Voran die Schweizerhaare von 1020, in Zügen geordnet, in der Mitte die eben so tüchtigen als niedlichen Basler Cabetten-Trommler mit ihrem Tambourmajor, der seinen silberbeknopften Stod über die zweite Etagehöhe in die Luft wirbelte und wieder aufstieg. Das eidgenössische Pan- ner folgte, von einem gewaltigen Urschwitzer in mittelalterlicher Tracht getragen und von zwei andern ebenso gekleideten Kriegerern bewacht. Dann kam der zweite Schlachthausen und die übrigen Schützenmengen. Nur die Schweizer, die Wiener und die Münchner trugen die Fahnen bei sich, weil dieselben, zu Geschenken an Frank- furt bestimmt, erst später übergeben werden soll- ten. Anhaltende Stürme von Grüßen und be- geisterten Hoch's begleiteten den Zug bis zum Festplatz, wo er erst um 4 Uhr anlangte.

Hier stellte er sich im weiten Kreis um das Gabenschloß auf. Der Sängerkhor ließ den Choral „Herr Gott, dich loben wir" feierlich erschallen. Namens des Vorstandes und der Stadt Frankfurt übergab sodann Dr. Passavant in begeisterter Anrede den Festplatz der Schützen- gesellschaft und brachte dem deutschen Vaterland ein Hoch, das aus vielen tausend Kehlen wie Meeresbrandung wiederhallte. Dann gieng es in die Speisehalle zum Essen, die Hunderte von Fahnen wurden aufgezogen und wehen hoch über dem Meer von Köpfen in dem weiten Raum, wo auch der Herzog in schlichter Schüt- zen-tracht, umgeben vom Comité und den Fest- jungfrauen, tafelte. In den Toastreden auf

das Vaterland, auf die Gäste, auf die Einigkeit, wurde der Eidgenossen stets vorzugsweise und mit Vorliebe gedacht. Während des Banketts begann das Schießen in der Schießhalle, indeß wurde heute noch bloß zur Probe geschossen.

Am zweiten Festtag (14. Juli) schon früh knatterten lustig die Schüsse. Bald waren die Schweizer und Tyroler allen übrigen voran, und die erstern ebenso den letztern, welche meistens ältere, geringere Waffen und weniger Übung hatten. Die ersten Nummernbecher im Stand gewannen vier Schweizer: Hauser von Richtersweil, mit 36 Nummern, Streif-Luchsinger von Glarus, Knutti von Basel und Groß von Münchaltorf, und ein Tyroler, Hackenegger von Innsbruck; im Feld erhielt den einzigen Nummernbecher ein Schweizer: Staub von Wädenschwyl, für 126 Nummern. Am Mittagessen feierte Dr. Stern von Frankfurt die Schweiz und Regierungspräsident Schenk von Bern antwortete mit dem Ausdruck der Anerkennung und des Hochgefühls der Schweizer für das großartige Fest einer großen Nation und für die brüderliche Aufnahme, sowie mit einem Hoch auf die schöne und freie Entwicklung Deutschlands. An diesem Tage wurde auch von einer Deputation aus Nordamerika, unter dem Generalkonsul Murphy, das Sternennanner aufgepflanzt.

Am dritten Festtage, den 15., übergaben die Schweizer im feierlichen Zuge, ihre beliebten Cadetten-Trommler an der Spitze, beim Gabenhaus die mitgebrachte eidgenössische Fahne dem Central-Comite zu Händen der Frankfurter Schützen als Geschenk. Herr Cornaz, Großrath in Yverdon-de-Fonds, Namens des schweizerischen Central-Comite's für das nächste Schützenfest, hielt dabei eine schwungvolle Rede und schloß: „Euch, deutsche Schützenbrüder, euch, Bürger Frankfurts, ihr Deutschland, du Vaterland der Dichter und Denker, euch Allen, die ihr aus allen Weltgegenden Germaniens zu diesem Nationalfest geeilt seid, reichen wir die Bruderhand und bringen Euch mit dieser Fahne unserer Brüder Gruß. Die freie Schweiz ist gekommen, mit dem freien Deutschland sich zu verbrüdern!“ Nach unendlichem Beifall und einer

herzlichen Antwort des Schützenfestpräsidenten Dr. Müller wurde die eidgenössische Fahne unter dem Reichspanner neben dem Frankfurter Panner aufgepflanzt. — Als an diesem Tag beim Essen in der Festhalle ein deutscher Redner, Mez von Darmstadt, in einer sonst wohlgemeinten vaterländisch gesinnten Rede von den Schmerzenskindern Deutschlands, Schleswig-Holstein und Kurhessen, sprach und unglücklicher Weise auch die Oesterreicher darunter begriff, da trat ein Tyroler, Professor Wilbauer von Innsbruck mit feurigen Worten dagegen auf und sagte, daß die Oesterreicher nicht Schmerzenskinder, sondern, mit ihrem Kaiser eins, wahre ächte Deutsche, Glieder des großen Vaterlandes seien, welche die Marchen desselben am Rhein und an der Elbe schon oft mit ihrem Herzblut vertheidigt haben. Als nun Andersgesinnte den Redner mehrmals zu unterbrechen suchten, und den Ruf „herab“ hören ließen, da riefen die Schweizer und Frankfurter, indem sie sich um die Tribüne scharten: „Redefreiheit! Laßt ihn sprechen!“ Da die Reihe der Reden an Oberst Kurz von Bern kam, so legte derselbe den versammelten Deutschen ans Herz, daß zur Freiheit auch die Achtung des freien Wortes gehöre. Mit dieser Gewohnheit des freien Wortes seien die Schweizer gekommen, ebenfalls verschiedener Abstammung, verschiedene Sprachen sprechend, abweichender Glaubensbekenntnisse und Grundsätze, aber Alle mit einem Herzen, als einige Schweizer, ja mit einem deutschen Herzen. Er mahnte zur Vereinigung und Duldung, und schloß mit Dankesworten und einem Hoch auf den Festausschuß und die ganze Bevölkerung Frankfurts. Allgemeiner Jubel und Dank war der Lohn seiner herzlichen Worte. So gieng die kleine Wolke am Festhimmel vorüber, durch Mitwirkung des guten Windes, der von den Schweizeralpen wehte. An diesem Tag gewannen die Schweizer-schützen wiederum die meisten Becher.

Am vierten und fünften Festtag (16. und 17. Juli) nahm das Schießen und Toastiren, das Preise erringen und Reden und das ganze Festleben seinen regelmäßigen Fortgang. Herzog Ernst von Koburg nahm in einer kurzen, aber gemüthvollen Rede öffentlichen Abschied von den

Frankfurtern und dem Feste. Regierungsrath Schenker von Solothurn brachte auf die fortwauernde Freundschaft der Schweizerschützen mit den Deutschen ein Hoch aus. Am 17. nahm sodann das Comité der Schweizer offiziellen Abschied mit einer herzlichen Danksagung, welche sogleich veröffentlicht wurde.

Am 17. fand der zweite Schütztag (Verhandlung der Gesellschaft) statt unter dem Präsidium des Herzogs Ernst, und wurde beschlossen, das nächste Schützenfest in der freien Stadt Bremen abzuhalten. Die Gesamtzahl aller Mitglieder der Gesellschaft war in diesem Zeitpunkt auf 11,000 gestiegen. Am nämlichen Tag sprach von Schweizern noch Dr. Brenner von Basel, zu Ehren des freien deutschen Volksgeistes. — Abends fand auf einer vor der Festhalle aufgerichteten Estrade vor 25,000 Zuschauern die Aufführung eines allegorischen Festspiels, in Dichtung und Gesang, durch den Viederfranz statt.

Der Freitag (18.) wurde durch ein über alle Beschreibung prächtiges und mannigfaltiges Feuerwerk, und der darauf folgende Abend (19.) durch eine Gesang-Aufführung der verbündeten Frankfurter Gesangsvereine gekrönt.

An den übrigen Tagen 20., 21., 22. Juli nahm das Fest seinen gewohnten Verlauf. Unter den letzten Rednern, die auftraten, war auch der eben aus dem Schooß der Bundesversammlung in Bern anlangende Nationalrath Curti von St. Gallen, dessen flammende Worte einen wahren Begeisterungsturm erregten. Um 8 Uhr Abends des 22. Juli verkündeten 25 Kanonenschüsse das Ende des Schießens und begleiteten zugleich den Abzug der, wie die Schweizer, vielgefeierten Tyroler und Bayern. Am 23. fand die Preisvertheilung statt, soweit die Preise ausgemittelt waren.

Es sind während des Festes wenigstens 435,000 Schüsse gethan und bei 160,000 Gulden eingenommen worden (inbegriffen das Eintrittsgeld in den eingezäunten Festplatz von 30 Kr. für die Nichtschützen). Der Gesamtwert der Gewinne betrug 130,900 Gulden oder circa 274,890 Schweizerfranken, wovon die Gaben in Baar aus neuen, schöngeprägten Frankfurter Festthalern oder in Dukaten bestanden. Von

den 948 Nummernbechern (à fl. 30 Werth) erhielten die Schweizer nicht weniger als 336, also über einen Drittheil, so daß auf den dritten Mann der nach Frankfurt gezogenen Schweizer, wovon manche nicht schossen, ein Becher und mehr kam. Knutti von Basel hatte die meisten Nummern im Stand, Sturzenegger von Trogen die meisten im Feld. — In den nur für die deutsche Schützen bestimmten zwei Festscheiben hatten:

1) Auf der Feldfestscheibe „Heimath“: August Böllert in Düsseldorf mit 39 Punkten den ersten Preis: 1000 Festthaler (fl. 1750), Ehrengabe vom Senat in Frankfurt.

2) Auf der Standfestscheibe „Deutschland“: Bechtel, Holzhändler in Hanau, mit 14 Theilern, den ersten Preis: die Ehrengabe der Stadt Wien fl. 1300 (Elfenbein-Pokal).

Von Schweizern haben bedeutende Preise erlangt:

1) Im Feldstich.

Scheibe „Schill“: J. Feldmann von Glarus, 39 Punkt, den ersten Preis: Ehrengabe des Herzogs Ernst von Koburg, silbernes Trinkhorn, fl. 368.

Scheibe „Palm“: Weber von Hausen, mit 40 Punkten den ersten Preis: fl. 500 (Delgemälde).

Scheibe „Andreas Hofer“: Fridolin Switter von Näfels erster Preis: silbernes Besteck, fl. 400.

Scheibe „Körner“: Müller in Winterthur vierter Preis: Goldene Uhr, fl. 140.

2) Im Standstich:

Scheibe „Rhein“: Faßbind von Luzern 3. Preis, 55 Theiler: Stuger von Nürnberg; Dr. Schärer von Bern 11. Preis; Hermann von Unterwalden.

Scheibe „Donau“: Pünterer von Altorf, 5. Preis: Pokal der Gesangsvereine von Frankfurt.

Scheibe „Elbe“: Bräm von Winterthur, 8. Preis.

Scheibe „Weser“: Hausammann von Erlen, 1. Preis: 100 Dukaten.

Scheibe „Oder“: Hog von Fällanden, 2. Preis: Gewehr der „Germania“ von Gent.

Schlicht und doch pffiffig.

Ein lustiger, gutmüthiger Rauz hatte ein artiges Fraueli. Aber eine Zeit lang hat dasselbe schier hoffärtig werden wollen und gemeint, es mache Alles im Hause und der Mann viel zu wenig. Eines Morgens sagte die Frau halb im Scherz und halb im Ernst zum Mann: „Wenn ich so langsam spinnen würde, wie du arbeiten, so wollte ich das Nachtesen bleiben lassen.“ — Der Mann sagte nichts, machte sich etwas in der Stube zu schaffen und gieng dann seiner Arbeit nach, oben im Berg in das Holz. — „Wo hast du aber den Kellerschlüssel hingethan?“ fragte das hungrige Weib den spät Abends heimkehrenden Mann. „Nichts zu Mittag und nichts zu Nacht habe ich kochen können, du weist ja, daß Alles im Keller verschlossen ist.“ — Da lachte der pffiffige Mann und nahm den Schlüssel unter dem wenigen Werch an der Kunkel hervor, unter das er ihn des Morgens versteckt hatte, das aber noch nicht abgesponnen war. „Jä lue, mis lieb's Mädi,“ sagte er, „hättisch flißiger g'spunne, so hättench ne gfunde u z'Esse besser verdienet. Gäll i ha di!“

Ein Spruch der Weisheit.

Schreibe Beleidigungen in den Sand, aber Wohlthaten grabe in Marmor.

Fertiges und nicht fertiges Papier.

Sie schreiben doch nichts auf mich, sagte ein liederlicher Geselle zu einem Zeitungsredaktor. „Bleiben Sie ruhig,“ antwortete dieser, „ich schreibe nur auf fertiges Papier.“

Das gefährliche Recept.

„Haben Sie meinem Recepte gefolgt?“

fragte der Arzt einen Kranken, der nicht gerne Mittel einnahm. „Wenn ich Ihrem Recepte gefolgt wäre, so würde ich zu Tode gefallen sein, denn ich habe es zum Fenster hinausgeworfen,“ antwortete dieser.

Das Buch der Weisheit.

Ein Weiser gab einem jungen Manne, der ihn bat, er möge ihm doch ein Buch vorschlagen, woraus er Weisheit lernen könne, folgenden Rath: „Nehmen Sie ein Buch weißes Papier und zeichnen Sie Alles auf, was Ihnen in Ihrem Leben Merkwürdiges vorkommt. Die Welt ist die beste Schule für einen beobachtenden Kopf.“

Spikige Antwort.

Ein Knabe rief während der Unterrichtsstunde dem Lehrer: „Herr N., ich habe das nicht verstanden.“ — „Man wirft die Perlen nicht vor die Schweine,“ antwortete ihm der Lehrer. — „Herr N., ich bin keine Perle,“ entgegnete ruhig der Schüler.

Merkwürdige Gottesdienstlichkeit.

Christen aus der Lägeren geht Sonntag Morgens bei Sämi in Ehrumi vorbei und schreit ihm. Sämi thut das Läuferli auf: „Guete Tag, was git's?“ — Christen: „Chunsch z'Predig?“ — „La gschaue,“ sagt Sämi, verschwindet im Läuferli, kehrt bald wieder und sagt: „Nei, i ha no Tuback; aber der Bueb cha cho, er muess doch ga Salz reiche.“

Wann man sagt Fränkli, und wann Franken.

Wer Geld zu fordern hat, sagt Fränkli, wer solches bezahlt hat, sagt Franken. — So sagt ein Krämer, den man fragt, was

kostet das? „7 Fränkli.“ Fin'et man es aber zu theuer, so sagt er: „Ja ich habe sicher selber dafür 6½ Franken bezahlt.“ Das Wort Fränkli ist ein Zeichen des Leichtsinns unserer Zeit, in dem man auf den Leichtsin der Leute spekulirt, um ihnen das Geld aus der Tasche zu locken. Man hätte früher von keinem Fünfbäzler so geringfügig gesprochen.

Zwei Weiber am Brunnen.

„Habt ihr je zwei Weiber am Brunnen gesehn, sagte Einer, man kann mit keinem Messer dazwischen, so geschwind reden sie.“ „Ja! Aber habt ihr auch schon drei gesehn,“ bemerkte ein Anderer. „Das ist noch viel lustiger, da möchte die Dritte immer reden und kann ob der zwei Andern nie zu Wort kommen.“

Die Spinnerin.

Nur Garn und Wolle spinnen,
Macht mager, müd und bleich;
Und spännst du wie von Sinnen,
S'wird selten eine reich.

Hübsch händeln und hausiren,
Sich drehen mit der Welt
Und nie sich sehr genieren
Bringt gute Tag' und Geld.

Doch arm sein oder g'winnen,
Gott schauet Beidem zu, —
Ich will viel lieber spinnen
Und haben im Herzen Ruh.

Das Sinnbild des Evangelisten Lucas.

Ein Fremder schrieb in einer Gaststube ganz ruhig einen Brief, ohne sich um ein paar junge, muthwillige Leute, die im Zimmer lärmten, zu kümmern. Diese suchten den Fremden zu necken; einer von ihnen

stellte sich neben den Schreibenden und frug unverschämt: „Wer sind Sie?“ Der Fremde schreibt ruhig fort. „Nun wer sind Sie denn? Wie heißen Sie?“ — Endlich antwortete dieser: „Seit Sie neben mir stehen, bin ich der Evangelist Lukas.“ (Die Evangelisten werden nemlich oft mit ihren Sinnbildern aus der Offenbarung Johannis abgebildet, und zwar Lukas mit einem neben ihm stehenden Ochsen).

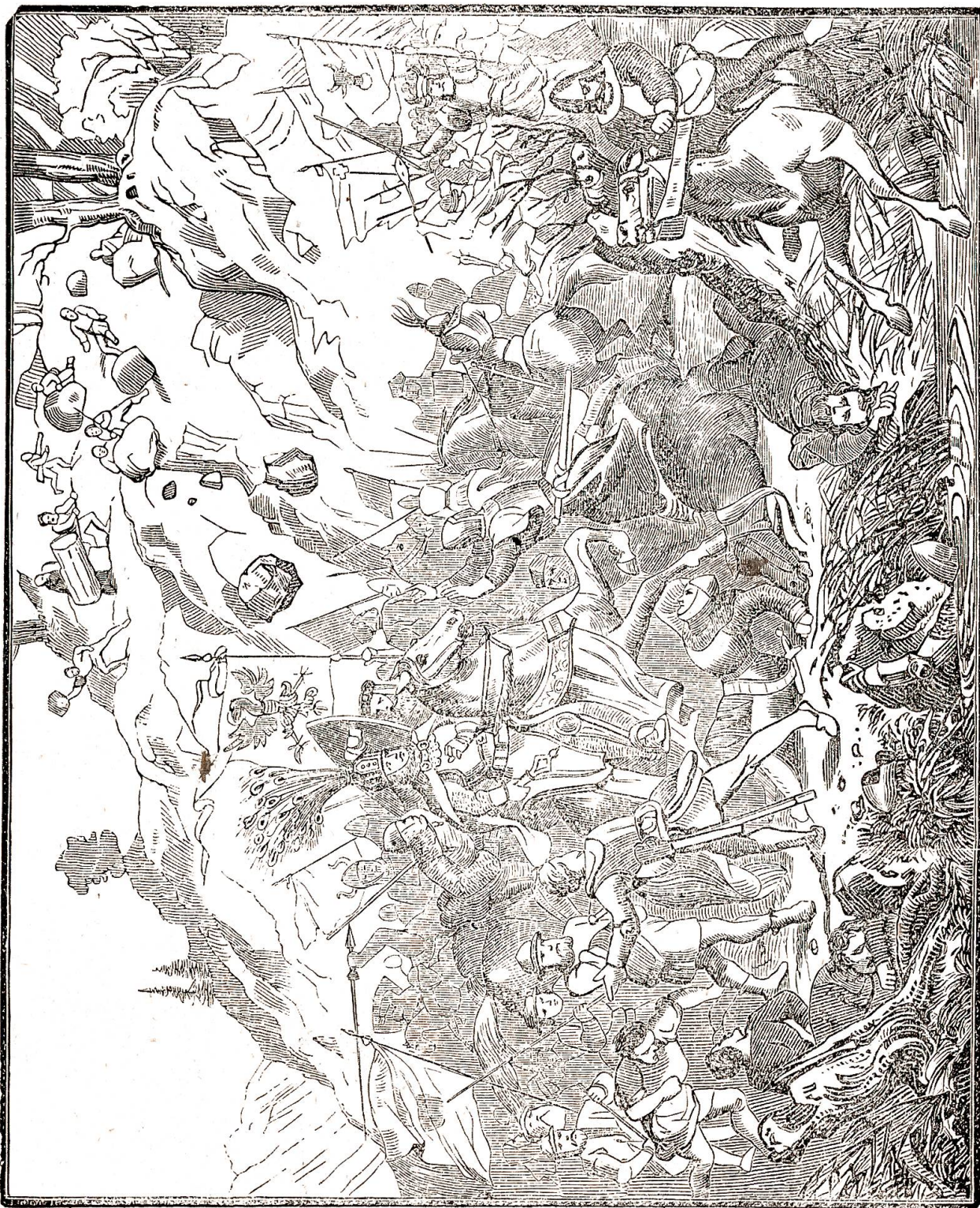
Die Schlacht bei Morgarten.

(Mit einer Abbildung.)

Kaiser Albrecht von Oesterreich sann auf Rache gegen die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden, weil diese aufs Neujahr 1306 die tyrannischen Bögte verjagt hatten. Im April gleichen Jahres kam er mit zahlreichem Gefolge nach der Weste Baden im Aargau und beabsichtigte, die rebellischen Bergbauern, wie er die Eidgenossen nannte, ihrer Freiheit wieder zu berauben. Allein am 1. Mai 1308 wurde er bei Windisch von seinem Neffen, Herzog Johann von Schwaben, ermordet. Erst im Jahr 1315 fanden seine Söhne, die Herzoge Friedrich und Leopold von Oesterreich, Zeit und Anlaß, ihrem Haß gegen die Waldstätte Lust zumachen. Im deutschen Reiche war nemlich Krieg wegen einer doppelten Kaiserwahl. In Helvetien erklärten sich die habsburgischen Erblande für Herzog Friedrich von Oesterreich, des ermordeten Albrechts Sohn, die drei Waldstätte dagegen für Herzog Ludwig von Bayern, den rechtmäßig zu Aachen gekrönten Kaiser. Darüber ergrimimte Herzog Leopold von Oesterreich, des Gegenkaisers Friedrich des Schönen Bruder, und drohte den drei Ländern mit Rache.]

Im Wintermonat 1315 hielt er zu Baden

Die Schlacht bei Morgarten.



im Aargau auf der alten Burg, Stein zu Baden genannt, Versammlung der vornehmsten Ritter und Kriegsrath. Es wurde beschlossen, der Sammelplatz des Heeres solle in Zug sein; von da solle der Herzog die Schwyzer, um sie irre zu führen, glauben machen, er wolle über Art einbrechen, dann aber unvermerkt den minder langen Weg über Egeri, Morgarten und den Sattel einschlagen, um Schwyz, den Hauptort des Landes, unversehens von hinten zu überfallen. — Am 15. November sammelte sich Alles, was mit dem Heere Leopolds ziehen sollte, in der Stadt Zug. Zahlreiches Volk strömte von allen Seiten dahin. Ritter aus allen österreichischen und mit Oesterreich verbundenen Landen traten dort zusammen. Herzog Leopold prahlte übermüthig, morgen werde er die Bäuerelein zu Hunderten zertreten. — Zur nemlichen Zeit mahnten die Schwyzer ihre Bundesbrüder von Uri und Unterwalden dringend zu plötzlicher Hülfe. Das Volk war voll Muthes. Nur wußte man noch nicht, von welcher Seite der Angriff des Feindes erfolgen werde. Da sandte am 15. Wintermonat bei Anbruch des Tages Heinrich von Hünenbero, ein Edelmann aus dem Lande Zug, zwar ein Dienstmann des Herzogs, aber im Herzen den Schwyzern wohlgesinnt, bei Art zu dem schwyzerischen Wachtposten einen Pfeil mit einem angehängten Zettel, worauf geschrieben stand: „Morgen hütet euch vor Morgarten!“ Schnell wurde der gute Rath bekannt. — Am Abend des 15. langten 400 Mann von Uri in Brunnen an; um Mitternacht folgten ihnen 360 Unterwaldner; alle zogen geräuschlos nach Schwyz, wo schon 600 streitbare Männer unter den Waffen standen. Nun betete das ganze Volk zu Gott um Sieg, und dann zogen noch vor Tag die

1300 hinter die Anhöhen des Sattels, von wo sie den Egeri-See übersehen konnten.

Noch war es Nacht, als die gewaltige Streitmacht des Herzogs von Zug aufbrach an der Spitze die zahlreiche Reiterei. Hoch ragte Leopold durch seinen goldbekrönten und federgeschmückten Helm über die andern empor. Gegen 7 Uhr langte die Spitze des Zuges bei Unter Egeri am Ufer des Sees an, und jetzt konnten die Eidgenossen von den Höhen des Sattels den heranrückenden Feind sehen, ohne jedoch von diesem bemerkt zu werden. Inzwischen hatten sich 50, wegen Frevels und Schlägereien des Landes Verwiesene, von treuer Liebe zur Heimath geleitet, auf die Höhen des Morgarten an einen Ort begeben, von wo aus sie unbemerkt den Feind beschädigen konnten, zu welchem Zwecke sie dort große Holzblöcke und Steine zusammenhäufte. Der Abhang des Berges unter ihnen, bis zum See, war steil. Hier belauschten sie das Heranrücken des Feindes. Als nun ein Theil der Reiterei unten den engsten Weg passirt hatte und der dichter gedrängte Haufen folgte, so rollten die Fünzig ihre großen Steine und Baumstämme hinunter und schleuderten die kleinen Steine mit starker Hand auf den Feind. So brachten sie Schrecken, Unordnung und Tod in die feindlichen Schaaren; die Baumstämme verrammelten den Weg und waren dem Vorrücken wie dem Zurückweichen der Ritter hinderlich. Von den Höhen des nahen Sattels sahen die 1300 die Verwirrung des feindlichen Zuges; plötzlich brachen sie mit fürchtbarem Kriegsgeschrei hervor, fielen den Feind sowohl von vorn als besonders von der Seite längs dem Abhange des Berges an, warfen mit Macht ihre Wurffpieße in die Leiber der Pferde; diese bäumten sich, warfen die Reiter ab,

vertraten sie oder sprangen mit ihnen ins Wasser. Nun konnten dem Berg entlang die Eidgenossen den Feind auch mit ihren Streitärten und Keulen erreichen. Die Reiter waren wie wehrlos; wegen des engen Begeß und des dichten Getränges konnten sie ihre Pferde nicht wenden und den rechten Arm, da sie von der linken Seite angegriffen waren, nicht brauchen. Das Fußvolk hinten im Zuge drängte vorwärts und versperrte dadurch den Weg zur Flucht. Viele der hart bedrängten Reiter suchten in dieser schrecklichen Verwirrung freiwillig den Tod im See. Der starke Arm und die Keulen der Eidgenossen schlugen furchtbare Lücken in den Feind. Endlich war der Zug hinten wieder offen; man vernahm dort den Sieg der „Bergbauern“; jeder dachte jetzt auf Rettung und suchte sein Heil in der Flucht. Die Sieger ließen fliehen wer wollte und blieben auf der Wahlstatt. Beinahe dem ganzen See entlang war das Ufer von Todten überdeckt, darunter viele Hundert vornehme und stolze Ritter, so unter andern auch Beringer von Landenberg, der im Jahr 1308 vertriebene Landvogt von Unterwalden, auch zwei Gefler, Verwandte des von Tell erschossenen Tyrannen. Dem Herzog Leopold gelang es, auf Abwegen geleitet, nach Zürich zu entfliehen. Die Eidgenossen verloren nur 15 Todte. Schon um 9 Uhr Vormittags war dieser glänzende Sieg von 1300 Eidgenossen über 20,000 Feinde erfochten. Unter den Streichern und Siegern von Uri soll auch Wilhelm Tell gewesen sein. Die 50 Verwiesenen wurden unter allgemeinem Jubel wieder zu Bürgern aufgenommen. Nachmittags kehrten die 1300 Sieger, mit Beute beladen über den Sattel nach Schwyz zurück.

Liebesgaben für Glarus.

Der Hinkende Bote schließt mit dem großartigen Zeugnisse christlicher Wohlthätigkeit, welches nicht nur die Schweiz und Europa, sondern die ganze civilisirte Welt bei Anlaß des schrecklichen Brandes in Glarus (S. den Hink. Boten von 1862) abgelegt hat. Nach dem kürzlich erschienenen amtlichen Schlußberichte betragen nemlich die Liebesgaben für Glarus im Ganzen Fr. 2,754,606. 29 Ct. — Von dieser Summe fallen auf die Schweiz Fr. 2,208,197. 41 Ct., und auf das Ausland Fr. 541,293. 17 Ct., dazu Verschiedenes Fr. 2,115. 62 Ct.

Im einzelnen haben (unter Weglassung der Centimes) beigetragen:

im Inland: Zürich Fr. 392,114. Bern Fr. 181,516. Luzern Fr. 43,050. Uri 10,449. Schwyz Fr. 21,772. Nidwalden Fr. 5,286. Obwalden Fr. 5,963. Glarus Fr. 520,804. Zug Fr. 19,657. Freiburg Fr. 23,372. Solothurn Fr. 31,328. Baselstadt Fr. 128,700. Baselland Fr. 22,403. Schaffhausen Fr. 26,268. Appenzell A. Rh. Fr. 45,218. Appenzell J. Rh. Fr. 4,243. St. Gallen Fr. 145,049. Graubünden Fr. 49,137. Aargau Fr. 103,056. Thurgau Fr. 80,266. Tessin Fr. 24,641. Waadt Fr. 132,782. Valais Fr. 16,776. Neuenburg Fr. 72,288. Genf 88,721. Eidg. Freischießen Fr. 13,327.

Im Ausland: Baden Fr. 17,802. Bayern Fr. 9,120. Braunschweig Fr. 271. Bremen Fr. 9,018. Frankfurt Fr. 18,557. Hamburg Fr. 20,344. Hannover Fr. 378. Hessen-Kassel Fr. 1,081. Hessen-Homburg Fr. 285. Hessen-Darmstadt Fr. 3,279. Lübeck Fr. 1,177. Mecklenburg Fr. 768. Nassau Fr. 405. Oesterreich Fr. 23,291. Preußen Fr. 12,158. Sachsen Fr. 8,335. Thüringen Fr. 310. Württemberg Fr. 27,038. Frankreich Fr. 92,073. Großbritannien Fr. 46,740. Holland Fr. 35,065. Belgien Fr. 4,893. Italien Fr. 57,140. Spanien Fr. 8,307. Portugal Fr. 4,804. Rußland Fr. 19,712. Türkei Fr. 33,165. Persien Fr. 300. China und Japan Fr. 1,505. Amerika Fr. 86,957.